

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-293180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-293180)

Die gewöhnliche Zeitrechnung für 1845.

Im gregorianischen Kalender.

Die goldene Zahl 3. Die Epacten XXII. Sonnentzirkel 6. Der Römer Zinszahl 3. Der Sonntags-Buchstabe E. Septuages. 19. Januar. Aschermittwoch 5. Febr. Ostersonntag 23. März.

Himmelfahrt Christi 1. Mai. Pfingstfest 11. Mai. Trinitatis-Sonntag 18. Mai. Fronleichnamstag 22. Mai. Erster Advents-Sonntag 30. Novbr. Zahl der Sonntage nach Trinitatis: 27. Die Quatember: 12. Febr., 14. Mai, 17. Sept. u. 17. Dez. Von Weihnachten 1844 bis Hrn. Fastnacht 1845 sind es 5 Wochen 4 Tag.

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Wie der krumme Schneider zu einem Hasenbraten kommt.

(Mit einer Abbildung.)

Der geneigte Leser hat gewiß schon lang darüber nachgedacht, warum denn der „rheinländische Hausfreund“ gar nichts mehr vom Zundelfrieder bringe, und den Hausfreund hat's selber auch schon verzürnt, daß er schon so lang nichts mehr von seinem alten guten Freund, dem Zundelfrieder gehört hat. Aber wahrscheinlich ist er, nämlich der Frieder, nicht der Hausfreund, jetzt auch anfangen alt, und nimmer aufgelegt zu lustigen Streichen, die der Hausfreund erzählen kann, wenn er nicht gar schon den Weg alles Fleisches gewandelt ist, denn er war schon anno Neune im zweiten Saft, als er dem Heiner die Hosen abzog, und nachher mit ihm dem rothen Dieter das Säule wegmauste. Es macht aber nichts, denn der Hausfreund hat in neuester Zeit eine andere Bekanntschaft gemacht, nämlich mit dem krummen Schneider, von dem er gar manch lustiges Stücklein dem geneigten Leser wird austischen können. Eigentlich hat er die Schneiderei schon lange aufgegeben, hat Nadel und Scheere ans Nägels gehängt oder vielleicht auch verkauft und nach dem Fiedelbogen gegriffen, und spielt jetzt auf Hochzeiten und Jahrmärkten lustige Walzer und Doppelschottische auf, denn er sagt, er könne das Sigen nicht ertragen, und bei der Schneiderei habe er seinen krummen Fuß geholt, weil die Schneider nicht wie ander' Leut mit dem Hintertheil, sondern mit den Füßen sitzen. Wenn aber Einer einmal Frieder getauft ist, so muß er sein Lebtag der Frieder bleiben, und so, wenn Einer bei der Schneiderei gewesen ist, und einen krummen Fuß hat, bleibt er eben der krumme Schneider, und wenn er zehnmal nicht mehr auf dem Handwerk schafft und Spielmann geworden ist.

Gar gespäßig ist es zu hören, wie der krumme

Schneider einmal auf wohlfeile Art zu einem Hasen gekommen ist, nämlich zu keinem lebendigen, denn den würde er wahrscheinlich mit seinem krummen Füßle nicht haben fangen können, sondern zu einem todtten, frischgeschossenen. Das Ding ging so zu:

An einem schönen Sanuarmorgen hatte der krumme Schneider die Pelzkappe aufgesetzt und den Stecken zur Hand genommen, er wollte über Feld gehen, nicht gerade, weil er ein nothwendiges Geschäft auswärtig zu besorgen hatte, sondern weil es daheim bei ihm kalt war, und der Winter allerhand schöne Blumen und Figuren an seine Fensterscheiben gemalt hatte, die mit Schindeln zugespickt waren von wegen des Glasmangels und der krumme Schneider hatte doch keinen Stecken Holz mehr im Haus. So dachte er, ich will mal meinen Bevatermann besuchen und sieht auf und spazirt, die Hände in den Hosentaschen, zum Städtlein hinaus. Wie er so eine Viertelstunde marschirt ist, hört er einen Schuß und bald noch mehrere. „Sie werden heut wieder jagen,“ sagt er zu sich, „so einem Häslein wäre ich gerade jetzt auch nicht Feind.“ Und wie er so übers Ackerfeld hin spazirt, kommt schlag mich das Wetter! ein stattlicher Krautfresser daher, aber nur noch auf drei Füßen, denn er war angeschossen, und gerad' auf den Krummen zu, macht noch einen Satz und fällt um maustodt. „So kommen wir da zusammen,“ spricht der Krumme zum Häslein, „'s wär Schad, wenn du hier verderben müßtest. Komm her, lieber Sohn, wir wollen mit einander heim spaziren; habe schon lang kein Wildpret mehr verfuht.“ Mein Schneider, nicht faul, nimmt den Hasen an den Löffeln und mit unter den Rock 'nunter und rechts umfehrt wieder heim. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's, und so hatte der krumme Schneider auch nicht daran gedacht, daß gerade jetzt der Forstmeister mit einigen Jägern aus dem Walde hervorkommen könnte. Zum

Umkehren war es zu spät, und an ihnen vorbei konnte der Schneider auch nicht, denn das Häselein streckte die Hinterbeine unter dem Rocke hervor. „Muß der Teufel grad jetzt die Jäger auch daher führen,“ sagt der Schneider, „die Grüntüffel sind doch überall, wo man sie nicht haben will. Aber mit der Gelegenheit könnte ich ganz hübsch ins Zuchthaus spaziren müssen, denn auf so ein Häselein sind sie gar arg veressen.“ Was thut mein Schneider in der Noth. Er resolvirt sich kurz, zieht den Hasen unter dem Rock hervor, legt ihn ganz sachte auf den Boden, dreht sich um und setzt sich gerade vor ihn hin. Die Hofen zieht er aber auch herunter und sitzt nun da, selber ein Has wie man sagt, und läßt sich gar nicht anfechten, daß es ihm ganz kühl um das Hintertheil wird, weil nämlich der Wind so kalt an ihm vorbei streicht.

„Der krumme Schneider ist doch ein rechter Schweinigel,“ sagt der Waldhüter und dreht sich um, der Forstmeister dreht sich auch um, und der Bezirksförster hat auch keine Freude an des krummen Schneiders Gesicht ohne Nas.

Als die Jäger wieder fort waren, steht der krumme Schneider auf, knüpft die Hofen wieder zu und macht, daß er heimkommt mit seinem langohrigen Schatz —, und er sei nicht lang in der Beize gelegen.

Merke: Wer schnell besonnen ist, kommt oftmals gut durch.

Merke ferner: Es ist aber oftmals nicht rathsam ein Häselein zu mausen.

Merke weiter: Auch der krumme Schneider ist gern Hasenfleisch.

Noch eine Geschichte vom krummen Schneider.

Spazirt eines Tags der krumme Schneider durchs Städtlein herab, es war an der Kirchweibe, und der Schneider war lustig und guter Dinge, denn er hatte manchen Sechsbägnern zusammengezeigt und ein schön Stück Geld in der Tasche und die porzellanene Pfeife im Mante. Aus Köpflerswirths Stall bleibt er stehen, denn es soll ein Gaul klistirt werden, der's Darmgicht hat, und der Schneider ist gern bei solchen Gelegenheiten, wo es etwas zu sehen gibt. Also geht er ohne Umstände zur Stallthüre hinein, immer die Pfeife im Maul und macht ein wenig den Handlanger, vielleicht, daß er ein Schöpplein verdient.

Kaum aber ist der Schneider eine Weile im Stall, so streckt ein Verdarm, der des Wegs

baher kommt, den Kopf zur Thüre herein, um eben auch zu sehen, was los ist, denn die Verdarmen strecken ihre Nasen überall hinein. Der krumme Schneider sieht den Tzafu nicht, bis er aufguckt, und nun fällt ihm ein, daß das Rauchen im Stall verboten ist und er seine Pfeife auch im Maul hat; schnell steckt er sie in die Tasche, aber es ist schon zu spät.

„Weiß Er nicht, Schneider, daß das Rauchen im Stall verboten ist?“ fragt der Verdarm und reißt dem Schneider die Pfeife aus der Hand, um ihm zu beweisen, daß sie auch noch brenne.

„Ja freilich weiß ich, daß es verboten ist,“ Herr Brigadier, „aber ich habe es eben leider Gottes vergessen. Unser Einer hat an gar vielerlei zu denken und kann nicht Alles behalten, was Ihr Herren verbietet oder erlaubt. S'ist aber s'ersfemal, daß mir's passiert und diesertwegen wird mich der Herr Brigadier diesmal verschonen.“

Aber der krumme Schneider bat vergebens, der Brigadier ließ sich nicht erweichen und er mußte mit ihm vor Amt. „Warte,“ dachte der Schneider, „kriegst du mich, krieg ich dich“ und schreit plötzlich: „aber Herr Brigadier, das Silberbeschlag an meiner Pfeife, das Sie mir abgerissen haben, wollen wir nicht dahinten lassen.“ „Was Silberbeschlag!“ sagte der Brigadier. „Ja mein Silberbeschlag ist auf den Boden gefallen, als Sie mir gerade eben die Pfeife aus der Hand nahmen und ich halte mich an Sie, es kostete mich neu einen Kronenthaler.“

Dem Brigadier ist es nicht lieb dieie Nachricht zu hören, und er sucht deshalb Alles aus, um das Beschlag wieder zu bekommen. Alleist es ist Abend und überdieß dunkel im Stall, daher springt er schnell in die Küche, holt ein Licht und sucht und sucht und findet aber kein Beschlag, weil der Schneider keines gehabt hatte.

Nachdem der Brigadier alle Heiligen herabgefucht hatte, ging er mit dem Schneider vor Amt und zeigte ihn an. Der Bürgermeister verurtheilte ihn zu 1 Gulden Strafe.

„Ich zahle meine Strafe,“ sagte der Schneider, „aber der Herr Brigadier wird die seinige jetzt auch zahlen. Ich habe geraucht im Stall, das kostet 1 Gulden, und er ist mit einem brennenden Licht hineingegangen, das kostet 5 Gulden.“

Da horchte der Brigadier hoch auf, daß er sich vom Schneider auf so listige Weise hat fangen lassen. Allein es half nichts, er mußte zahlen so gut als der Schneider, und als dieser ein ganz höfliches Compliment machte und so spöt-

, um
Gen
Der
bis
das
seine
er sie

Kaus
Gen
s der
noch

ist,
eider
vie
sten,
S'ist
esert
Smal

bens,
d er
e der
und
Eis
ab
laf
Bri
den
die
mich
ler.
lach
aus
lleist
da
ein
fein
atte.
erab
vor
ver

hnei
inige
Stall,
men
den,
ß er
fan
ablen
ein
spö



Esch sagte: „Abies“ Herr Brigadier, ich will jetzt mein Pfeifenbeschlag suchen, da bekam der Gendarm erst einen rechten Zorn.

Merke: Der krumme Schneider war diesmal listiger als der Gendarm.

Mißverständnis.

In einem gewissen Dorfe im Elsaß, der Hausfreund hat's auch schon gesehen, verstanden sich der Pfarrer und der Bürgermeister sehr wohl zusammen, also daß sie oftmals im rothen Löwen zusammenkamen, einem Fläschlein Rothen den Garaus zu machen, und wenn sie dann recht vergnügt waren, so pflegte der Pfarrer zum Bürgermeister immer zu sagen: „Salus! Herr Bürgermeister.“ Das ist so viel als Profit oder Gesundheit Herr Bürgermeister. Der Bürgermeister, so aber nicht lateinisch verstand, hätte schon lang gerne wissen mögen, was wohl das Wort „Salus“ bedeute, er schämte sich aber den Pfarrer zu fragen aus Stolz, und weil er meinte, sein Respekt kriege ein Loch, wenn er nach dem Salus frage.

Einsmals kam er nach Strassburg zu dem bekannten dicken Seiler, der seiner Zeit für einen gescheiten Mann verzolet wurde, und auch ein Schalk war, und fragte ihn, was denn wohl das Wort „Salus“ heiße? Der Seiler, welcher sah, daß der Bauer einen rothen Bart hatte, stellte sich Anfangs, als wollte er nicht damit herausrücken; weil aber der Bauer bat, und hinzufügte, daß der Pfarrer das Wort oft gegen ihn gebrauchte, so sprach er endlich: „Ich will's Euch wohl sagen, weil Ihr's doch gern wissen möchtet. Salus heißt: Du rothbärtiger Dieb.“ Der Bauer ward darüber vor Zorn ganz toll, und schrie, „dafür soll der Henker den Pfaffen holen.“ Als nun der Pfarrer mit dem Bürgermeister wieder einmal zusammenkam und ihm mit dem „Salus“ wieder eins zutrank, so sprang der Bürgermeister auf, und wollte über den Pfarrer her, indem er schrie: „Er mag wohl ein schwarzbärtiger Dieb sein.“

Das hartmäulige Pferd.

Wollte einmal Einer auf wohlfeile Weise eine Reife machen — laufen mag er nicht, reiten ist ihm zu theuer und fahren noch theurer, so geht er auf den Pforzheimer Viehmarkt, besieht sich die Köpfelein hin und her, macht ihnen das Maul auf, visirt die Zähne, ob sie auch schon

alt seien und stellt sich, als wollte er einen Gaul kaufen. Endlich kommt er zu einem Bekannten, einem guten ehrlichen Bauer vom Wald, der mit einem fünfjährigen Fuchsen dasteht. „Wie theuer der Fuchs?“ „Sechzehn Karlin.“ — „Kauft er auch gut?“ „Wie ein Hirsch,“ sagte der Bauer vom Walde, „ich laß es d'rauf ankommen.“ „So will ich mal Wilferdingen zu reiten,“ sagte der Käufer! und dem Verkäufer ist's recht. Also besteigt jener den Fuchsen und reitet Wilferdingen zu, reitet auch nach Wilferdingen, auch nach Durlach und noch weiter, bis er nach Freiburg kommt und dort seine Geschäfte abmacht. Nach einigen Tagen kommt er wieder heim, schickt das Köpfelein seinem Herrn wieder und läßt ihm sagen, daß er den Fuchsen eigentlich doch nicht brauchen könne — weil er so hartmäulig sei — bald aber läßt ihm das Amt auch sagen, daß er verklagt sei, wegen Schadenersatz, Rittlohu und dergleichen, von seinem Bekannten auf dem Wald. Am Gerichtstag kommen beide zusammen in der Amtsstube und die Sache soll verhandelt werden. „Ihr habt dem Bauer da sein Pferd nach Freiburg geritten?“ fragt der Oberamtmann den Reiter, und setzt ihm auseinander, daß er Schadenersatz leisten müsse. — Der aber sagt ganz verwundert, „Herr Oberamtmann? wie kann ich Schadenersatz leisten, bin ich doch unschuldig an der ganzen Geschichte, denn das Ross ist so hartmäulig, daß ich es nicht mehr umwenden konnte und nur grad ausgehen lassen mußte, bis es nach Freiburg gekommen ist, wo es erst am Thor anhielt.“ „Ihr seid ein närrischer Kauz,“ sagte der Oberamtmann und lachte, „aber Ihr müßt doch zahlen.“

Die Erbschaft oder wie Gewinn Verlust bringen kann.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit heißt's sonst im Sprichwort, doch kann's der Hausfreund auch, wenn er schon nimmer in die Schule geht und auch kein Narr ist. — Dieß hat der gute Freund auch bedacht, der dem Hausfreund die Geschichte mittheilte, die sogleich kommen wird, und der Hausfreund dankt Jedem darum, der ihm solche Neuigkeiten bringt, eben weil es eine wahre Geschichte ist, an welcher Mancher ein Absehen nehmen kann. Namen braucht der Hausfreund keinen zu nennen, die Geschichte ist bekannt genug, und dem, der sie noch nicht kennt, kann es Einerlei sein, ob es der Bastian oder

der Christoph. Es ist aber der Bastian und wohnt in einem gewerbsamen Städtchen, durch welches der Hausfreund gar manchmal spazirt, und hat's ihm immer gar gut dort gefallen, denn wenn kein zweieundvierziger Jahrgang vorhergegangen, ist alles wohlfeil und gut, und wenn einer einen Schoppen Aelter getrunken hat, so braucht er sich Nachts nicht im Bett umzukehren, damit er ihm nicht die Gurgel durchheißt, nämlich der Wein. Der Bastian trinkt auch alle Abend sein Schöpflein und glaubt das Liedlein habe Recht, welches sagt:

„Und dem Guten ist's zu gonnen
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt
Wo man einen guten trinkt.“

Nicht Alle können alle Abend dieß singen, aber der Bastian kann's, denn er hat ein gutes Handwerk, das seinen Mann ernährt und auch seine Frau, nämlich die Kathrine und seine vier Buben, den Johannes, den Moïse, den Kaspar und den Frisze, welches der kleinste ist, weil vor ihm noch ein Mädle kommt, die auch Kathrine heißt. Aber gut ist gut, und besser ist besser und so schlägt es der Bastian auch nicht aus, als er von seiner Mutter Schwester, die im ledigen Stande verstorben, bei zwei Morgen Acker erbt. Was fangt man mit der Erbschaft an, fragt der Bastian seine Kathrine, und hätte gern, daß sie sagte: man soll sie verkaufen, ist aber nicht so keck, daß er's zuerst sagt, weil ihn sein Weib gut gewöhnt hat, denn sie hat Haar auf der Zung — dießmal aber ist die Kathrine ein's Sinn's mit ihrem Wasche, denn der Acker liegt dreiviertel Stund weit in einer fremden Gemarkung. Zum Selberbauen ist er also zu weit, und in Blumenzins will sie ihn auch nicht geben, weil zwei Hund nicht gut an einem Knochen nagen können. — So ist's ihr also auch recht, wenn der Bastian den Acker verkauft. Ueber dem kommen der Samel und der Jesus die Gass herunter, grad' an Bastians Haus vorbei. —

„Wo naus Samel?“ fragt er die zwei zum Fenster hinaus. —

„Nun mer wölla beim Blumenwirth a Köfle beseha,“ sagt der Samel. „Einkehrt, einkehrt, schreit der Bastian, wir wollen jetzt mit'nander handeln, ich hab ein Ackerle zu verkaufen, das grad recht für Euch war' und es kommt mir bei Euch auf eine Karlin nicht an.“

„Nu, der Herr Bastian will a Händelchen mit uns machen, daß mer könnä ebbas verdiena,“ sagen die Juden und säumen sich nicht beim

Bastian einzukehren. — Nun wird gehandelt und der Bastian kriegt wenigstens zwanzigmal einen Batsch von dem Samel, bis er endlich auch einschlägt. „Also siebenhundert Gulden“ sagt er, „kriegt ich und das Geld muß morgen auf meinem Tisch sein und für's Meß bin ich gut, es sind zwei Morgen.“ —

„Nu so soll Er a'ch die Siebenhundert haben für die 2 Morgen, sie sind aber gut bezahlt,“ sagt der Samel und nun geht's in's Blumenwirths, um auch ein kleines Weinkäufle zu trinken, und der Kaufbrief wird auch dort geschrieben. Der Samel bleibt aber nicht lang dabei, denn er muß lügen, wo er die 700 fl. herkriegt und war schon fort, als die Kathrine kommt, um ihren Wasche zu holen zum Nachessen, weil sonst die Suppe kalt werde; sie ist aber doch kalt worden, denn die Kathrine mußte auch ein wenig sitzen, und wenn sie hundertmal sagt: „jetzt geh'st aber mit, Wasche,“ so bringt er's ihr als wieder, und so hat der Wächter schon lang Zwölfe gerufen, als der Bastian seine Kathrine heimführte oder sie ihn, man hat's nicht recht unterscheiden können.

Ueber drei Tag bringt der Samel das Geld, das er unterdessen zusammengebracht hat, und zählt's dem Bastian auf den Tisch hin in lauter Fünf-Liverthaler.

So weit war' Alles recht, der Bastian hat sein Geld und der Samel und der Jesus haben den Acker. Aber nicht lang steht's an, so kommen die zwei wieder, mehr gesprungen, als geloffen. „Ist der Bastian zu Haus?“ fragen sie alle auf einmal die Kathrine, die im Garten Wasche aufhängt. „Ja er ist drinn in der Werkstatt.“ „So soll er doch gleich rein komma in die Stub.“ Der Bastian kommt. „Was nun,“ fragt er die Juden, „was macht's Ackerle?“ „Ja was macht's Ackerle, was hat Er gemacht, Bastian? Hat Er uns nicht zwei Morgen verkauft für 700 Gulden? hat Er nicht für das Meß garantirt? Sind aber blos anderthalb. Ist das a'ch ehrlich gehandelt? Wir wollen unser Geld wieder, was wir haben zu viel bezahlt.“

„Ah was,“ sagt der Bastian, „gehandelt ist gehandelt, der Pfaff gibt kein Opfer mehr raus, es heißt: die Augen auf oder den Beutel, wenn es weniger ist als zwei Morgen, so ist es Euer Schaden.“

Die Juden aber waren gar nicht zufrieden, und wollten eben ihr Geld wieder, das sie zu viel bezahlt hatten.

„Und wißt Ihr jetzt was,“ fangt nun der

Bastian an, „der Erst, der noch ein Maul aufthut, der kriegt auf's Dach, und da hat der Zimmermann's Loch naus gemacht. Marsch!“

So machte er die Stubenthüre auf und die beiden Juden mußten weiter. „So müssen wir eben auf's Amt,“ sagte der Samel, als er unter der Thüre stand. — „Meintwegen könnt Ihr hin, wo Ihr wollt, aber jetzt machet, daß Ihr mir zum Haus naus kommt,“ sagte der Bastian und schlug die Stubenthüre zu.

„Das Ding könnt doch zu bösen Häusern führen,“ sagte er nun zu seiner Kathrine, „ich will doch auf der Stell zum Bogt, der das Güterbuch unter der Hand hat; ein Dienst ist den andern werth, und wenn ich ihm ein paar Kronenthaler in die Ripp werfe, so thut er mir schon den Gefallen und macht aus den andert-halb Morgen zwei.“ Aber der gute Bastian hatte falsch gerechnet, denn der Bogt war ein Ehrenmann, ließ ihn nicht dumm anlinsen, und nur, weil er so gar inständig bat, wurde er von ihm nicht angezeigt.

Aber daß er das Geld für den halben Morgen wieder herauszahlen sollte, wollte ihm gar nicht hinunter, deshalb versiel er auf einen andern Plan. Er ließ den beiden Juden sagen, sie sollen um die und die Zeit, im Bären in — sich einfinden, (Der Hausfreund braucht den Namen nicht zu nennen), dort können sie ihr Geld wieder haben. „Der Basche hat sich anners b'fönnen,“ sagen die Juden, und kommen vor Freude eine ganze Stunde früher, als sie der Bastian bestellt hatte. Der kommt endlich auch, aber nicht allein, denn unter dem Rock steckt ein tüchtiger Dohsenziemer, mit dem er die Juden auszahlen will.

„Nu, das ist schön, Herr Bastian,“ riefen die beiden Juden, „daß mer ohne Prozeß auseinander kommen.“ „Ja wart ich will der,“ sagt Bastian, und zieht den Dohsenziemer unterm Rock vor, „do ist der Prozeß“ und legt eine Schrift auf den Tisch, in welcher kurz und gut gesagt ist, daß der Samel und der Jefus von da und da dem Bastian von da und da, anderthalb Morgen Acker abgekauft haben um 700 fl. „Ob Ihr jetzt unterschreiben wollt, sagt er und suchet mit dem Dohsenziemer den Juden unter der Nas herum. Aber die beiden Juden wollen ihr Geld nicht verlieren und unterschreiben nicht. Da fliegt einmal dem Samel eins hinter die Ohren und dem Jefus ein Paar übers Kreuz, daß er nach Luft schnappt und sich biegt wie eine Garbenwied. „Nu was ist das, Herr Bastian? Glaubt Er, daß Er uns könn' zwinga

mit dem Farraschwanz da, so schreia mer doch gleich um de Hilf.“ Nun wird der Bastian hitzig und suchet die Juden in der Stube herum, die aber nicht faul, fangen ihm den Dohsenziemer auf und wollen ihn ihm aus der Hand reißen. Was thut der Bastian? Er zieht's Messer aus dem Sack und fährt damit an dem Ziemer hinab, wie wenn er einen Strecken ausnäseln wollte. Auf das erheben die Juden ein Zeter- und Mordjogeschrei und springen zum Fenster hinaus, der Bastian hinter drein, weil er den Bogt mit dem Amtsdiener die Gasse herabkommen sieht, und auf und davon. Nun geht der Lärm an. Die Juden zeigen dem Bogt ihre zerschnittenen Finger und geben die Geschichte zu Protokoll; und da der Bastian im Eifer die Kappe und seinen Kaufbrief mitzunehmen vergessen hatte, so braucht man auch keine drei Zeugen und die Sache wird alsobald vor Amt angeklagt.

Das Ende vom Lied waren sechs Wochen, die der Bastian abtzen mußte. Die Juden bekamen ihr Geld wieder heraus, und wer die Unkosten und das Schmerzgeld bezahlen mußte, war auch der Herr Bastian.

Merke: Die da reich werden wollen, fallen in Stricke.

Merke abermals: Der Jud ist auch ein Mensch so gut wie der Christ, und betrogen ist betrogen.

Merke drittens: Wie du bloß anderthalb Morgen hast, so kannst du nicht zwei verkaufen.

Merke viertens: Der Farraschwanz hat heut zu Tag nimmer so viel Recht, wie vorher.

Merke fünftens: Nicht immer sind drei Zeugen nöthig, um einen zu überweisen.

Die zufällige Entdeckung

Einem Fürsten wurde vor Alters einmal ein ansehnlicher Schatz entwendet. Man konnte auf Niemand einen bestimmten Verdacht fassen und der Fürst setzte daher eine große Belohnung für den aus, der die Diebe anzeigen und entdecken würde. Diese Nachricht kam einem Kohlenbrenner zu Ohren, der in einem nahen Walde in großer Armuth lebte und gerade nichts zu beißen und zu nagen hatte. Halt! dachte er, da kann ich vielleicht einen Schnitt machen und wenigstens ein paar Tage lang vollauf zu essen und zu trinken bekommen. Also machte er sich auf und wanderte noch der Hofburg des Fürsten, ließ sich anmelden und sagte, er sei der und der und

verstehe die Kunst, die Diebe zu entdecken, wenn man ihm drei Tage Bedenkzeit lasse. Dem Fürsten war es gleich recht. Er gebot dem Kohlenbrenner ein Zimmer anzuweisen und ihm nichts abgehen zu lassen. So bezog dieser nun sein Logis und lebte den ganzen Tag herrlich und in Freuden.

Als nun aber den ersten Abend ihm ein Bedienter das Nachessen brachte, da bedachte er bei sich selbst, daß er nur noch zwei Tage in seinem Paradies bleiben könne und nebenbei mochte er auch an die Strafe denken, wenn man am Ende der drei Tage bemerken werde, daß seine Sache nichts sei, und er nur auf gute Manier seinen Bauch habe füllen wollen. Wie nun also der Bediente eintritt und das Bratenplättlein vor ihn hinstellt, da seufzt er und sagt: „Das ist nun Einer“ — damit meinte er nun gerade den ersten Tag, der nun schon verlossen; der Bediente aber deutete die Worte auf sich, denn er war einer von den Dieben und das Gewissen schlug ihn, und er glaubte, der Kohlenbrenner wolle anzeigen, daß nun schon einer der Diebe entdeckt sei — daher verweilte er nicht lange im Zimmer, sondern eilte zu seinen Kameraden und erzählte ihnen ganz erschrocken, was der Kohlenbrenner für ein verfluchter Kerl sei, und daß er nicht mehr so feck sei, zu ihm hinein zu gehen. „Ach was,“ sagte der Zweite, „ich will doch sehen, ob er mich auch verräthet,“ und bringt ihm am andern Tage das Essen. Als er aber am Abend das Bratenplättlein vor den Kohlenbrenner hinstellte und eine Flasche Wein dazu, da sagte dieser wiederum: „Das ist nun der Zweite,“ und meinte, daß nun schon zwei Tage an der Henkerstrick verlossen seien. Der zweite Bediente aber deutete auch diese Worte auf sich, als auf den zweiten Dieb und getraute sich auch nicht mehr dem Köhler das Essen zu tragen. „So muß ich denn auch gehen,“ sagte nun der dritte Bediente am dritten Tage, und brachte dem Köhler das Essen. Und als auch er am Abend das Bratenplättlein vor ihn hinstellte, da seufzte der Köhler noch ärger und sprach: „Das ist nun der Dritte und Letzte,“ und meinte, daß nun die Herrlichkeit aus sei. — Aber auch diese Worte bezog der dritte Bediente auf sich, also daß er zu seinen beiden Kameraden eilte, um mit ihnen zu berathschlagen, was zu thun sei. — Sie kamen nun überein, daß sie zum Kohlenbrenner gingen, ihm den Diebstahl eingestanden und ihn flehentlich baten, daß er sie doch nicht verräthe, versprachen auch die geraubten Schätze auszuliefern.

Der Kohlenbrenner ging nun eilends zum Fürsten, zeigte ihm die Entdeckung an und versprach die Schätze wieder herbeizuschaffen, wenn er die Schuldigen begnadige. Der Fürst versprach dieß. Die diebischen Bedienten schafften den Schatz wieder herbei, wurden aus dem Dienste gejagt, der Kohlenbrenner aber bekam ein Trinkgeld, daß er Zeitlebens versorgt war.

Merke: Der Zufall bringt oftmals den Dieb ans Tageslicht.

Item: Das böse Gewissen ist der größte Verräther.

Summer Einer besser als der Andere.

Einst saßen zwei Jäger bei einander in einem Wirthshaus und unterhielten die Gäste mit ihren Heldenthaten auf der Jagd.

„Das Merkwürdigste, was mir passirte, sagte der Erste, war einmal, als ich 2 wilde Schweine sahe, das eine folgte immer dem andern Schritt vor Schritt. Als mir das erste schußgerecht kam, legte ich das Gewehr an Backen, zielte, drückte los und die Sau fiel um wie ein Sack. Ich glaubte nun nicht anders, als daß die andere jetzt Reißaus nehmen werde, aber nein, sie blieb stoch still stehen, ohne sich zu regen. Das Ding kam mir ganz wunderbar vor und ich ging daher näher hinzu, und was sah ich: die lebendige Sau hielt den Schwanz der geschossenen fest im Maule, denn sie war blind und taub, und war von der geschossenen, mit der sie wahrscheinlich verwandt war, geführt worden. So bekam ich auf einen Schuß zwei Säue.

Alle Gäste in der Wirthsstube horchten hoch auf und einige schüttelten auch unglaublich den Kopf, da fing der andere Jäger an und sprach: das ist noch nichts, aber ich ging einmal in Wald und fand einen ganz jungen Frischling, das ist ein junges wildes Säule. Ich hob es auf und steckte es in meinen Büchsenranzen. Kaum war ich zehn Schritt geloffen, so kam die Alte schnaubend und wüthend auf mich zu. Meine Büchse war nicht mehr geladen, denn kurz vorher hatte ich ja den Schuß gethan. Also war guter Rath theuer. In der Angst reterirte ich mich auf eine große Lanne. Die Sau aber fürzte wüthend auf den Baum los, wühlte an den Wurzeln und schlug mit solcher Gewalt an den Stamm, daß er hin und her schwankte. Mir war gar nicht wohl bei der Sache; ich lud aber allermittelt mein Gewehr wieder und legte wieder auf die Sau an. Gerade aber, als ich abdrückte, warf auch die Bache den Baum um;

da lag ich nun auf dem Boden, aber auch die Sau, denn ich hatte sie getroffen. So kam ich glücklich davon.

Dies war nun doch dem Peter zu arg, der hinter dem Ofen saß und die Geschichte mit anhörte. Er stand auf und sagte, dieß ist Alles noch nichts. In meiner Jugend bin ich einmal mit unseres Försters Jägerburschen hinausgegangen, als zwei Hasen daher kamen. „Schieß, schieß,“ schrie mir der Jägerbursch zu. Ich schieß auch, aber die Hasen fielen nicht um, sondern hingen fest mit den Köpfen zusammen und konnten nicht mehr weiter. Was ist das? dachte ich und betrachtete die Hasen näher, und was meint Ihr, was es war? Sie waren zusammenspetschiert. Der Jägerbursch hatte mein Gewehr mit einem Brief geladen, den er von seinem Vater bekommen hatte. An dem Papier war das Petschierwachs hängen geblieben, und durch den Schuß war es warm geworden und so hatte ich die Hasen zusammenspetschiert.

Nachdem der Peter diese Geschichte erzählt, ging er wieder hinter den Ofen zurück, die Jäger wurden auf einmal ganz still.

Woher es kommt, daß man die Schneider manchmal Geißböcke heißt.

(Mit einer Abbildung.)

Alles hat einen Anfang und so gab's auch einmal eine Zeit, wo man die Schneider noch nicht mit jenem Namen belegte. Wie es aber gekommen ist, daß man sie Geißböcke taufte, das will der Hausfreund jetzt erzählen.

Es ist schon ziemlich lange her, da wohnte ein ehrfames Schneiderpärlein, nämlich ein Schneider und eine Schneiderin beisammen in einem Städtlein des Schwabenlandes in holdseliger Eintracht und nähten den ganzen Tag, und wenn der Schneider mit freuzweis übereinandergeschlagenen Beinen auf der Hölle, so saß die Schneiderin auf ihrem Stuhle am Tisch; der Schneider war bereits ganz dürr und mager geworden, gerade vom vielen Sitzen und Nähen, wie man ja überhaupt gar selten einen fetten Schneider sieht, und hatte es schon lang auf der Brust und hustete des Nachts immer so überlaut, daß seine Schneiderin oftmals daran erwachte. Schon lange hatte er gedoktert und Brustthee getrunken, aber es wollte Alles nichts helfen, bis ihm endlich einmal Einer den Rath gab, er soll Geißmilch trinken, er habe

es auch mal gar arg auf der Brust gehabt und sei ihm durch die Geißmilch besser geworden. Probiren geht über Studiren, denkt der Schneider und nimmt sich vor, den Rath zu befolgen. Am nächsten Viehmarkt sagt er daher zu seiner Schneiderin: „Weib, jetzt gehst einmal auf den Geißmarkt und lugst, daß du eine neumelkende Geiß wohlfeil bekommst, wenn ich der Zeit hätte, ginge ich selber mit.“

Die Schneiderin legt die Nadel bei Seite, steckt Geld in Sack und geht auf den Geißmarkt. Nicht lange steht's an, so sieht sie eine große schöne Geiß, die ihr gefällt. „Was soll das Geißlein gelten? fragt sie den Bauer, der es am Strick hat. Der lacht und sagt, „das Geißlein kostet 7 Gulden,“ und als die Schneiderin handelt, bekam sie es auch um 6 Gulden. Sie zahlt das Geld, nimmt das Thier am Stricke und führt es seelenvergnügt nach Haus. „Alter, da bring' ich die Geiß,“ sagte sie zu ihrem Schneider, der sie von Weitem daherkommen sieht. Nun ist der Schneider froh und freute sich schon auf die Geißmilch. Ganz vergnügt geht er in den Stall hinunter, wo sein Weib allererst die Geiß angebunden hat. „Ist sie auch neumelkend,“ fragt er und langt ihr nach dem Euter. Aber nicht lang behält er es in der Hand, denn es kommt ihm gar zu rund vor. „Was ist das für ein gespäßiges Euter?“ sagt er und guät es genauer an. Aber o Schrecken! die Schneiderin hat einen Bock gekauft, drum ist auch dem Schneider das Euter so rund vorgekommen. Nun geht es an ein Schimpfen und Schelten. „Bei dir heißt es,“ sagt er zu seiner Frau, „wenn man den Esel zu Markt schickt, so löst der Krämer Geld u. s. w.,“ bis die Schneiderin, die auch nicht still war, den Buckel voll Schläge hatte. Das Aergste an der ganzen Sache aber war, daß der Spektakel bald in der ganzen Nachbarschaft herum kam und von dort an hieß der Schneider eben der Bockschneider, und dieser Name vererbte sich nach und nach auf die ganze Schneiderzunft so, daß es noch heut zu Tage einen Schneider verdrießt, wenn von den Geißböcken die Rede ist.

Merke: Wenn man eine Geiß kaufen will, so soll man zuerst nach dem Euter sehen, ob es auch kein Bock ist.

Merke zweitens: Schneiderin bleib bei deiner Nadel und kaufe keine Geißen, wenn du es nicht verstehst.

habt
vor
der
u bes
da
jezt
daß
nmt,
nit.
Seite,
Heiß
eine
soll
der
das
hneis
lden.
trick
„Als
hrem
amen
renta
nigt
Weib
st sie
nach
s in
rund
er?“
er o
f ge
üter
n ein
es,
el zu
w.,
den
gan
n der
dort
eider,
y auf
heut
von

will,
ob

i dei
ou es



Der Doktor wider Willen.

Moskau ist eine große Stadt in Rußland, die, wie der geneigte Leser wohl weiß, im russischen Feldzuge verbrannt wurde, seit dem aber wieder ganz aufgebaut worden ist. Dort war einmal vor längerer Zeit ein Großfürst, der hieß Boris Godunow, mit dem der Hausfreund um keinen Preis hätte tauschen mögen, weil es ihm erstens in Rußland zu kalt ist, und weil zweitens der Großfürst gar arg vom Podagra geplagt wurde. Da alle Mittel, die ihm von seinen Leibärzten vorgeschrieben wurden, nichts helfen wollten, manche, wie es oftmals der Fall ist, das Uebel nur noch ärger machten, so ließ er demjenigen eine große Belohnung versprechen, der ihm ein gutes Hausmittelchen gegen das Zipperlein anzeigen könnte.

Da war nun einer von den Untergebenen des Großfürsten, man nennt sie Bojaren, der hatte ein schönes Weib, aber auch fast alle Abend seinen Kausch, so daß er seine Frau oft gar unmenshlich behandelte. Der geneigte Leser weiß es ja, wie es die Männer machen, wenn sie Abends nach Hause kommen und ein Schöpplein zu viel getrunken haben. Die Frau des Bojaren dachte, wenn ihr Mann lieber das Podagra hätte, und überlegte bei sich selbst, wie sie es wohl anfangen sollte, ihren Haus tyrannen zahm zu machen. Endlich verfiel sie auf folgendes Mittel. Sie ging zu einem der ersten Hofbedienten des Großfürsten und rebete ihn folgendermaßen an: „Ich muß Euch nur sagen, mein Mann besitzt ein sehr wirksames Mittel wider das Zipperlein, aber er hütet sich wohl es bekannt zu machen, denn er hegt einen großen Groll in seinem Herzen gegen den Großfürsten. Ich sage es Euch, weil mich der Großfürst in der Seele dauert; aber verrathet mich um Gotteswillen nicht, mein Mann brächte mich sonst um.“

Der Hofbediente war hoch erfreut, diese Nachricht zu hören und versicherte die Frau, daß er sie nicht verrathen werde. Sodann eilte er sogleich zum Großfürsten, und theilte ihm mit, was die Frau des Bojaren ihm anvertraut hatte.

Sogleich wurde nun der Bojar zum Großfürsten gerufen.

„So, ihr wißt also ein Hausmittel wider das Podagra? fragte ihn dieser.“

„Ich, ein Mittel gegen das Podagra? Gott soll mich strafen, wenn mir Etwas davon bekannt ist.“

„Nur nicht gelegnet,“ schrie der Großfürst,

„ich kenne Eure Schliche schon. Aber wart, ich will Euch gewiß zwingen. Für's erste bekommt Ihr einmal 50 hinten auf und 24 Stunden Zeit zum Nachdenken. Morgen will ich dann hören, ob Ihr Euch anders besonnen habt.“

Der Befehl des Großfürsten wurde sogleich vollzogen. Am andern Tage wurde der Bojar wieder vorgeführt, der Großfürst fragte, ob er sich nun anders besonnen habe? Allein der Bojar betheuerte sich abermals, daß ihm kein Mittel wider das Podagra bekannt sei. Nun wurde der Großfürst gar arg zornig ob dieser vermeintlichen Halsstarrigkeit und kündigte dem Bojaren an, wenn er in 3 Tagen nicht mit seinem Mittel herandrücke, verliere er den Kopf.

In dieser Lebensgefahr sann der geängstigte Bojar auf ein Mittel zu seiner Rettung und erklärte nun am Ende der drei Tage, daß er zwar gehört habe, durch ein Kräuterbad könne man das Podagra heilen; indes habe er es nicht vorschlagen wollen, weil er nicht gewiß wisse, daß das Mittel anschlage. Aber er brauche 14 Tage, um dieses Bad zu bewirken.

Diese Frist würde ihm nun auch zugestanden, und er ließ nun auf gut Glück einen ganzen Wagen voll Kräuter aller Art vor die Wohnung des Großfürsten bringen, einen Theil davon mehrere Stunden lang kochen und dem Großfürsten ein Bad bereiten.

Es ist vielleicht doch möglich, daß es hilft, dachte der Bojar und überdies kann ich ja die Schuld auf die Kräuter schieben.

Der Großfürst nahm nun die Bäder mehrere Wochen lang und wurde richtig auch gesund darauf, sei es nun durch die Kraft der Kräuter oder daß es auch ohne dieß gegangen wäre, wie sich ja manchmal die Natur selber hilft und der Kranke meint die Arznei des Doktors habe es bewirkt.

Der Großfürst war aber darauf nur um so mehr in seiner Meinung bestärkt, daß der Bojar aus heimlicher Feindschaft sein Mittel verschwiegen habe, und statt ihm für seine Herstellung zu danken, ließ er ihm zum Abschied noch 50 hinten auf messen, also daß es den Bojaren mehrere Tage lang juckte. Nach dieser Züchtigung mußte er vor dem Großfürsten erscheinen.

„Für deine Halsstarrigkeit hast du deine Strafe verdient,“ sagte dieser zu dem Doktor wider Willen, „da du mir aber wirklich geholfen hast, so ist es nicht mehr als billig, dich dafür zu belohnen. Ich schenke dir hier 4000 Rubel und 18 Bayern zu Leibeigenen. Du bist nun wieder frei und kannst zu deiner Frau zurück-

lehren, wenn du ihr aber das mindeste Leid an-
thust, weil sie dein Geheimniß verrathen, so hast
du es mit mir zu thun."

Der Bojar dankte und heurlaubt sich, die 50
fuekten ihn noch zu sehr, als daß er den Groll
gegen seine Frau nicht unterdrückt hätte und nach-
her wurde er so zahm, daß sie ihn hätte um
einen Finger herumwickeln können, denn sobald
er in seinen frühern rauhen Ton versiel, drohte
sie ihm: "Ich klag es dem Großfürsten."

Merke: Es wäre für manche Frau gut,
wenn ein Großfürst mit dem Podagra in ihrer
Nähe wäre.

Welches ist der Frau ihr liebster Mann?

Als einer gewissen Frau der dritte Mann
gestorben war, wurde sie gefragt, welcher von
ihren Männern ihr wohl am liebsten gewesen
sei? Sie antwortete: "der Lebende war mir
allezeit lieber als der Verstorbene."

Der ungläubige Bildhauer.

Ein gewisser Bildhauer lag am Sterben.
Ein Vater hörte seine Beichte und hielt ihm ein
Kreuz vor, indem er ihm zurief: "Sehet, hier
ist der Gott, den Ihr so oft beleidiget habt.
Kennt Ihr ihn wohl?" — "Ach ja!" antwortete der
Bildhauer, "ich habe ihn ja gemacht."

Guter Rath.

Guter Rath ist theuer, sagt das Sprichwort,
und meint damit, daß es Angelegenheiten gebe,
wo der Rath so verfahren sei, daß man nicht
leicht mehr einen Rath ertheilen könne; der
Hausfreund meint aber, daß man das Sprich-
wort auch anders nehmen könne, daß ein guter
Rath oft viel werth sei, daß man ihn im Noth-
fall oft theuer bezahlen dürfe. Diese letztere Wahr-
heit wird der geneigte Leser des rheinländischen
Hausfreundes aus nachfolgender Geschichte er-
sehen.

Der — — wirth in K. (dessen Schild und
Namen näher zu bezeichnen, hält der Hausfreund
nicht für nöthig, aber bei ihm eingekehrt hat er
schon und kennt die Geschichte sozusagen aus eigen-
er Anschauung) hatte schon seit einem Jahre
die Wirthschaft angefangen und trieb die Web-
gerei nebenbei. Er hatte ein ordentliches Ver-
mögen von Haus aus und seine Frau brachte
auch eine gute Aussteuer mit, was eigentlich
der Hauptgrund gewesen war, warum er sie

geheirathet hatte, denn schön war sie nicht und
auch nicht lieblich, aber wie gesagt, ihr baar
Geld hatte dem jungen — — wirth gelacht.
Nun hatte er ein Haus gekauft, seinen Schild
herausgehängt, einen Metzgerknecht gedingt,
Wein eingelegt und so viel bezahlt, was er
konnte, und was nicht langte, hatte er von
dem alten Thormüller geliehen, und fing nun
an zu wirthschaften, Fleisch und Würste zu
verkaufen. Anfangs gieng gut, denn er hatte
eine starke Losung, und trug jeden Abend einen
ganzen Beutel voll Geld in seine Schlafstube
hinauf und legte es zu dem andern. Aber es
war nicht von Bestand, denn statt daß seine
Kundschaft, wie es bei jedem Anfänger geht,
sich täglich vermehrt hätte, wurde sie mit je-
dem Tage schlechter, und am Ende blieb ihm
Niemand mehr übrig, als ein paar alte Säus-
fer, die sonst nirgends mehr einen Schoppen
bekamen. Ueber den Wein im Faß schien der
Prophet gekommen zu sein, wie einst bei der
Witwe zu Sarentz, denn das Faß wurde nicht
mehr leer, und das Fleisch hing in der Mehlig
bis es roch und zu nichts mehr benutzt werden
konnte, als um Knackwürste daraus zu ma-
chen. Dieß war nun natürlich nicht nach dem
Geschmacke des — — wirths, der gar zu gern
bald reich geworden wäre, und hatte er vor-
her schon immer ein verdrüßliches Gesicht ge-
macht, so hing er jetzt die Unterleuze bis aufs
Halstuch herunter; nichts war ihm recht, und
Frau und Magd bekamen kein gutes Wort
mehr von ihm und den ganzen Tag wars ein
Schelten und ein Fluchen im Haus herum, als
wenn der böse Feind darin gehaust hätte.

Nachdem dieser Zustand eine gute Weile
gewährt hatte und es mit dem — — wirth
immer mehr den Krebsgang gieng, kam eines
Tages der Thormüller, der ihm das fehlende
Geld zum Hauskauf vorgeschossen hatte und
begehrte einen Schoppen.

"Wie gehts Herr — — wirth?" fing der Thormüller an, "warum ist's so leer heut bei ihm?"

"Ich weiß nicht, ich glaube der Teufel muß
mir ein Ei in die Wirthschaft gelegt haben,"
sagte der — — wirth.

"Wie versteh ich das," fragte der Thormüller,
und nun erzählte der — — wirth wie es
Anfangs so gut bei ihm gegangen, und wie auf
Einmal die Kundschaft nachgelassen habe und
es jetzt gar nichts mehr bei ihm sei. Er wisse
nicht, wo das herkomme, er sei doch so wohl-
feil, wie jeder Andere und sein Wein so gut als
der des Hirschwirths und des Engelwirths und

des schwarzen Adlerwirths, die alle eine gute Lösung haben.

„Das ist freilich eine böse Sache,“ fing nun der Thormüller an, nachdem er einen guten Schluck genommen, aber — wirth weiß er was, ich will ihm sagen, wo's herkommt, daß er keine gute Lösung mehr hat, aber übel darf er mir's nicht nehmen.“

„Ganz im Gegentheile,“ sagte der — wirth und zog die Unterleuze hinauf, die er im Verdruss immer einen halben Zoll am Mause herabhängen ließ: „ich zahle gern eine gute Maas Wein, wenn ich ein Mittel erfahre, das mir meine Kundschaft wieder verschafft.“

„Nun so passe er einmal auf,“ fing der Thormüller an, „und nehm er sich zu Herzen, was ich ihm sage.“

„Zum Ersten fehlt's in seinem Haus an der ersten Wirths- und Metzger-tugend, an der Keilichkeit. Ich will z. B. gleich bei ihm anfangen. Er steht den ganzen Tag in seinem alten schmierigen Unterwammis vor seiner Thür, seine Hosen gäben gewiß ein gut Stück Schmalz, wenn man sie aussieden würde und die schwarzen Strümpfe hängen den ganzen Tag auf seine alten Toffeln herunter, als ob sie Regenwetter prophezeien wollten. Aber ein solcher Aufzug paßt ein für allemal für keinen Wirth und keinen Metzger.“

„Es kommt aber noch etwas —“

Heutigs Tags wollen die Leute geflattert haben und für einen Kreuzer soll man wirklich mehr schwätzen, als sonst für einen Gulden. Dieß thut er wieder nicht. Er macht den ganzen Tag ein Gesicht, als ob er Kreuzspinnen im Leibe hätte, seine Unterleuze läßt er herabhängen, als ob er gegen Jedermann die Zähne blöcken wollte, es mag bei ihm nur so eine Gewohnheit sein, aber es sieht einmal gar garstig aus, und wenn er einem Gast einen Schoppen langt, oder ein Pfund Fleisch aushaut, so schmaukt er die Leute an, wie wenn sie froh sein sollten, daß er ihnen nur etwas gibt.

Ich weiß zwar wohl, er ist von einer rauhen Art und sein Vater ist auch nicht der Feinste, aber der kann doch manchmal noch einen gescheuten Spaß machen, der die Leute wieder aufheitert. Sein Vater hat überdieß sein Schäflein schon im Trocknen, er aber fangt erst an und deshalb muß er sich nach den Leuten richten. Höflich muß der Wirth sein und gute Worte den Leuten geben, sonst ist seine Sache nichts. Aber nicht bloß der Mann, auch die Frau muß dazu helfen, daß das Geschäft gut

geht, und was ich an ihm table, das table ich auch an seiner Frau. Viel reinlicher, viel freundlicher muß sie sein. Sie darf nicht immer in ihrem alten Rock herumlaufen; die Weiber müssen immer etwas gepußt sein; Morgens früh schon muß der Zopf gemacht werden, nicht erst Nachmittags, die Hände reinlich gewaschen und vor Allem keine Löcher in den Strümpfen.

An seiner Stelle, Herr — wirth, würde ich auch meine Magd fortschicken, sie ist zu ansauber, hat keine Haare mehr auf dem Kopf und ist für die Gäste durchaus kein appetitlicher Anblick. Endlich noch die Wirthsstube, die Metzlig gesäubert, gewaschen, die Spinnenge-webe herunter, die Gläser geschwenkt, die Tische abgerieben, den Fußboden alle Tage, nicht bloß die Woche nur einmal, aufgerieben, ein anderes Wammis, andere Hosen angezogen, Stiefel an die Füße statt der alten Tapper, ein freundliches Gesicht gemacht und ich wette, Hr. — wirth es wird besser gehen. — Mache er es so, wie ich sage und Hr. — wirth meld' er sich in einem halben Jahre wieder bei mir, so wird es gewiß anders bei ihm stehen.“

Der — wirth, dem während der Straßpredigt doch einigemal der Stolz gekommen war, mußte gestehen, daß der Thormüller recht habe und beschloß seinen Rath zu befolgen. Er ließ das ganze Haus ausbürsten und auswaschen, schickte seine Magd fort, nahm selber ein Bad, wusch sich tüchtig ab, zog andere Kleider an, ebenso seine Frau und suchte auch ein freundlicheres Gesicht zu machen.

Nach und nach sollen sich die Gäste wieder eingestellt haben und der — wirth dem Thormüller stets für seinen guten Rath dankbar gewesen sein.

Von den nützlichsten Hausthieren.

Zum Drittenmal erscheint der Hausfreund mit einem dieser Art überschriebenen Kapitel. Das Erstmal suchte er dich, lieber Leser, aufmerksam zu machen, auf die Art und Weise, wie du deine Hausthiere gesund erhalten könntest. Das Zweitmal sprach er seine Grundsätze über Rindviehzucht aus und zeigte die Wege, wie man sich beim Viehhandel vor Schaden, vor Betrug und Uebervorteilung hüten könne — und diesesmal wollen wir, nämlich du und ich lieber Leser, vor allen Dingen ein paar Worte über

das Pferd

mit einander sprechen. Ein edleres, schöneres

und gelehrigeres Haushier, als das Pferd, gibt es nicht und im Nutzen steht es in den meisten Beziehungen oben an. Seine Kraft und Schnelligkeit machen es tauglich zum Reiten und Fahren, für den Krieg, zum Vergnügen, zum Schlep- pen und Tragen und zu sehr vielen Arbeiten; seine Frömmigkeit, Gelehrigkeit und seine Anhänglichkeit an den Menschen müssen uns Liebe abgewinnen.

Ein paar Beispiele großer Beweise von Liebe und Anhänglichkeit an den Menschen werden dir, lieber Leser, deutlich zeigen, daß das Pferd auch unsere Liebe und Sorgfalt in hohem Maße verdient, und daß dessen geistige Anlagen nicht bloß mit dem Namen Instinkt oder Naturtrieb ausgesprochen werden können.

Das Frankfurter Journal vom 12. Mai 1835 erzählt uns in seinem Geschichts-Kalender der Vorzeit folgendes:

Seltene Treue eines Pferdes.

Ein französischer Husar wurde in einem 1809 an der Donau stattgehabten Gefecht, worauf am 12. Mai die Kapitulaton von Wien folgte, von einer Kugel getroffen und fiel zu den Füßen seines Pferdes hin. Das edle Thier, in der Meinung sein Herr schlafe, blieb ruhig bei ihm liegen und schien den Schlummer dessen beschützen zu wollen, der es im Leben mit Sorgfalt und Liebe gepflegt hatte. Es schlug und biß nach anderen Husaren, die sich des Pferdes bemächtigen und es von der Leiche seines Herrn wegbringen wollten. Einer von diesen, der einen empfindlichen Tritt von dem zur Wuth gereizten Thiere erhalten hatte, wollte eben mit seinem Säbel darauf losgehen, als der Kaiser Napoleon zufällig vorbeiritt. Von dem Vorgange der Sache unterrichtet, überzeugte er sich von dem Widerstande, den das treue Thier jedem Versuch, es hinweg zu bringen, entgegen setzte, und von der seltenen Anhänglichkeit, die es für seinen todtten Herrn äußerte. Napoleon befahl den Husaren, das Pferd ruhig zu lassen, und trug dem Sergeanten eines nahe befindlichen Postens auf, darüber zu wachen, daß das Pferd unangefochten bliebe und über das Ende dieses seltsamen Ereignisses genaues Rapport zu erstatten. Dieser am folgenden Morgen dem General-Adjutanten zugekommene Rapport lautete wörtlich: „Das Pferd hat die Nacht bei seinem Herrn zugebracht. Als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir es zu wiederholtenmalen um den Leichnam herumgehen und denselben von oben nach unten beriechen. Wahrscheinlich hat es dadurch die Ueberzeugung von dem Tode seines Herrn erlangt: denn nachdem das arme Thier plötzlich ein klägliches Gemiecher, was jedoch mehr Geschrei war, nach allen Seiten ausgestoßen, und dadurch seinen Schmerz ausgedrückt hatte, richtete es seinen Lauf nach der nahen Donau, stürzte sich hinein, und tauchte vor unsern Augen unter.“

„Nun,“ sprach Napoleon, von diesem Ereignisse seltsam ergriffen, „mögen Sympathiker immerhin den Thieren Gefühl und Denkraft absprechen, so muß man doch gesehen, daß es auffallende Ausnahmen, beson-

ders unter den Hunden und Pferden gibt, und daß diesen beiden Gattungen wohl etwas mehr als bloßer Instinkt eigen sein dürfte.“

Zweites Beispiel.

Den 3. September 1831 machte ich auf Ansuchen meines Freundes eine Reise von Mannheim nach Landau und erhielt einen Einspänner, und zwar eine ziemlich gut genährte, etwa 13 jährige, feise Nothschimmelstute, die früher längere Zeit als Offizierspferd Dienste geleistet hatte. Es trollte dieses Pferd, ohne angegraben zu werden, ganze Stunden lang so gut fort, als es die Steifigkeit seiner Glieder erlaubte. Ich mußte daher gar nicht recht was ich denken sollte, als dasselbe bei meiner Rückreise am 4. September in Speier plötzlich still hielt. Wohl war das Gasthaus, in dem ich Tags zuvor gefüttert hatte, nur noch etwa 40 Schritte entfernt; aber so plötzlich und in der Mitte der Straße stehen bleiben, schien mir Eigenfinn oder so etwas zu verrathen, und ich glaubte daher vollkommen berechtigt zu sein, einen Peitschenhieb anbringen zu dürfen, was auch alsbald geschah. Aber nun wurde die Binde von meinen Augen und die Ursache des festen Stehenbleibens meines Schimmels plötzlich gelöst. Es stand nämlich ein kaum 2 Jahre altes Kind hart vor seiner Brust, was ich erst sah, als dieses liebe edle Thier auf meine ungerechte Strafe seinen feisen rechten Vorderfuß sehr hoch und mit Ausstreuung seitwärts über das Kind hinwegsetzte, und alsbald die ähnliche Bewegung mit dem rechten Hinterfuß machte, um so langsam, sicher und ohne eine Verletzung zu verursachen, über einen Menschensprößling, über ein Ei was hinweg zu kommen, dessen ähnliche und größere Wesen schon so oft und gerade im nämlichen Moment empfindliche Streiche auf das Pferd zu führen, im vollen Recht zu sein glaubten. Ich that dem Pferd mit einem Peitschenhieb ungerecht wehe und es vergalt mir durch in seinem Zustande beinahe unmögliche Anstrengung seiner Gliedmassen, mit selbstverleugnender Schonung eines mir gleichen Geschöpfes. Das Kind kam vollkommen unbeschädigt davon, und ich bedauerte nur nicht so viel zu besitzen, um dieses Pferd vom schweren Paudererodienst in eine gute Pflege bringen zu können.

Wie oft sonst wilde und böse Pferde, denen Schlagen und Beißen durch eine schlechte Erziehung oder durch schlechte Behandlung angewöhnt worden ist, Kinder verschonen, sich sogar von ihnen quälen lassen, ohne sich zu rühren, hat wohl mancher Leser schon selbst erfahren, aber das werden manche kaum glauben wollen, daß keine Schindmähre geboren, sondern bloß erzogen wird und daß die scheinbar unartigsten Pferde durch eine gute, liebevolle Behandlung ganz fromm und gutartig gemacht werden können. Wer ein Pferd nicht nach seinem Temperament oder nach seinen Fähigkeiten zu behandeln und zu benutzen weiß, der wird sicher bald eine Schindmähre besitzen und wahrhaft es kann fast durchgängig mit Bestimmtheit behauptet werden: daß jede Klage über diese oder jene Unart an einem Pferd eine ge-

gen dieses Thier ungerechte ist, weil es sich bei näherer Untersuchung meistens herausstellt, daß nicht das Pferd, sondern diejenigen, welche mit ihm umgehen oder die, welche es erzogen haben, Schuld an der Unart sind.

Ein einziges Beispiel wird dir, lieber Leser, diese Sache begreiflich machen.

Vor etwa 3/4 Jahren brachte ein Bauer aus Detschbromm ein Pferd an eine Schmiede zum Beschlagen. Dieses Pferd ließ sich seinen Fuß aufhalten, ohne zu schlagen und ohne sich kräftig zu wehren. Menschenkraft half hier nichts, weil das Pferd seine ganze Kraft aufwendete, um alle von sich zu entfernen, welche es wagen wollten, ihm einen Fuß aufzuhalten. Es wurden Stricke herbeigeschafft, das Pferd wurde gebremset und an eine Wand gebunden, aber auch dieses führte nicht zum Ziel; im Gegenheil es wurde dies Pferd immer unartiger. Schon war bestimmt, man müsse ein Wurfzeug (nämlich Stricke und Riemen zum Werfen der Thiere) beim nahe wohnenden Thierarzt holen, das Pferd werfen, knebeln und dann erst beschlagen. Der Thierarzt gab aber sein Wurfzeug nicht her, sondern versagte sich ohne dieses auf den bisherigen Torturplatz des Pferdes und gab dessen Eigenthümer das Versprechen: er wolle dieses Pferd, unter der Bedingung, daß ihm in allen Stücken pünktlich Folge geleistet werde, innerhalb einer halben Stunde so zu recht bringen, daß man jeden Fuß desselben nach Belieben aufhalten und beschlagen könne. Sowohl der Eigenthümer als viele Zuschauer des vorigen Spectakels sahen den Thierarzt ungläubig an; aber die Sache auf die Probe zu stellen, war ja schon der Mühe werth und so wurde dem Thierarzt Folge zu leisten versprochen. Nun befahl der Thierarzt, es müsse das Pferd in einen Stall gebracht werden. Dort mußte der Eigenthümer, so schwer es ihn auch ankam, dem Pferde schmeicheln und Haber aus der hohlen Hand zu freffen geben. Der Eigenthümer war aber noch so böse auf sein Pferd, daß ihm das Schmeicheln fast gar nicht gelingen wollte und das Pferd bewies auch seinem Herrn nur wenig Zutrauen. Gerade deshalb wurde vom Thierarzt dann ein anderer Mann zum Aufhalten bestimmt; ein Mann der dem Pferde mehr Liebe bewies und demselben auch bald Zutrauen einflößte. Noch war die halbe Stunde nicht umflossen, kam das Pferd wieder an die Schmiede, und zur Freude aller Zuschauer, diesmal ganz fromm und brav, nur durste sein Eigenthümer nicht nahe zu ihm kommen, denn sobald es diesen nahe sah, stand es im Beschlagen nicht mehr ruhig. Während der ganzen Dauer des Beschlagens wurde dem Pferd vom Thierarzt, vom Aufhalter und vom Schmied öfters gesmeichelt, bisweilen Brod vorgehalten und wie gesagt, es verhielt sich so ruhig wie jedes andere fromme Pferd, konnte aber seinen Herrn nicht leiden und hiezu wird es gewiß die allerbegründetste Ursache gehabt haben.

Je edler und gelehriger das Pferd ist, desto liebevoller und schonender will es behandelt werden. Durch rohe und barsche Behandlung kann das Pferd, besonders wenn es von edler Race (sprich Rasse) ist, zur Verzweiflung, d. h. so weit getrieben werden, daß man es für

narrisch (Kollerig) halten könnte. Und doch gibt es auch heutzutage noch Menschen, die durch eine rohe grobe Behandlung, durch Peitschen, Schlägen, Martern, Fluchen, Lärmen und Johlen ihre Gewandtheit im Umaange mit Pferden zu beweisen suchen. Wenn diese Thoren nur das Urtheil vernünftiger Leute wüßten, oder nicht weit gefühlloser wären als ihre eigenen oder die ihnen anvertrauten Thiere, dann ließe sich vielleicht Besserung von ihnen erwarten; oder wenn sie nur wüßten, was das Thier mit seinem gebrochenen Blick und mit seinen traurigen Geberden sagen will und wie lebentlich es sie durch Schnauben, durch ächzendes Athmen, durch Eröhnen und durch Schmerzäußerung aller Art um Schonung anpricht. Ja ich hätte dies Klaglied nicht angefangen, wenn viele dieser Unmenschen nur auch so viele Religion hätten, um den frommen Bibelpruch: „Du sollst der Thiere Herr, aber nicht ihr Tyrann sein,“ zu erfassen. Hauptsächlich wird jede Art von Thierquälerei bald ihr Ende erreichen. Gute Schulbildung und wahre Menschenverehrung müssen auch für die Thiere mehr Gefühl erwecken. Schon ihr Nutzen in landwirtschaftlicher und gewerblicher Beziehung fordert eine gute Behandlung; und insbesondere sollte das Pferd wegen seiner großen Anhänglichkeit an den Menschen, auch von diesem mit mehr Liebe und Sorgfalt behandelt werden. Wo das Pferd mit Liebe und Sorgfalt behandelt wird, leistet es viel mehr Dienste und erreicht einen weit höheren Werth, als da, wo man durch Stolzheit und Brutalität Gehorsam zu erzwingen trachtet. Stolz und muthig ist jenes, traurig und niedergeschlagen dieses. Ja man kann am Aussehen, am Gange und an den Geberden eines Pferdes recht deutlich erkennen, ob es einem guten Herrn, oder ob es einem Thierquäler gehört und dieß solltest du, Pferdeschinder dir merken: Du solltest dir mit Flammenschrift in dein Gedächtniß die Worte aufschreiben: Die magere Gestalt, das üble und traurige Aussehen meiner Pferde, ihre Wunden, ihre Schwielen und ihre Schwäche sind Ankläger meiner eigenen Faulheit, meines Zornes, meines Geizes — kurz das Aussehen meiner Pferde macht mir Schande.“

Gedächtniß, Auffassungsgabe von Sachen, Worten oder Musik-Signalen, und Gelehrigkeit überhaupt sind Eigenheiten des Pferdes, die großer Beachtung werth sind.

Ein Pferd erkennt Orte und Sachen nach Jahre langer Abwesenheit. Ein Ort, an dem

es ein- oder mehreremal mißhandelt worden ist, wird es nur sehr ungerne, ja nur dann wieder betreten, wenn ihm durch Schmeicheln, durch Vorhalten von guten Futterstoffen die Furcht und Scheue vor dem Orte benommen, oder wenn es durch Gewalt in denselben gezwungen wird. Am meisten fürchten sich Pferde vor Beschlagbrücken, was wohl als ein Zeichen anzusehen ist, daß sie dort manchen unverschuldeten Puff, ja sogar, wie wir oben ein Beispielschen hörten, manche Tortur aushalten müssen.

Entgegengesetzt der Furcht und Scheue ist die Liebe und das Erkennen solcher Orte, wo das Pferd gutes Futter erhielt, und solcher Personen, die ihm gute Pflege angedeihen ließen. Von den vielen Beispielen dieser Art hier nur eines:

Im Jahr 1834 wurden bei den Herbstmanövern zwei Escadronen des Großh. Bad. Dragoner-Regiments von Freisfeld, was in der Garnison Mannheim liegt, in Rindheim bei Karlsruhe einquartiert. Nachdem die Quartier-Billete vertheilt waren und jeder Dragoner sein Quartier, d. h. die Haus-Nr. seines erhaltenen Zettels zu suchen bemüht war, wobei freilich in der Regel etwas nachlässig geritten wird, suchte auch ein Pferd mit seinem Dragoner beladen, aber diesem nicht mehr gehorchend sich Quartier und sprang im Eilmarsch vor die Stallthüre eines Hauses, dessen Eigentümer dem Dragoner zusah und alsbald herbeikam, das angekommene Pferd zu lieblosen. „Ach Herr Soldat, sei er ja nicht ungehalten über dies liebe gute Thier; es will ja mit bloß einen Besuch abtun. Weiß er, ich habe dies Pferd erzogen und es vor 6 Jahren ans Militär verkauft, und noch hat es mich und meinen Stall nicht vergessen u. c.“

Wer beim Militär war, wird wissen, wie gut die Pferde die Fütterungs-Signale des Trompeters kennen, und wie es manche Pferde gibt, die sogar das Commando und die beim Exerciren gebräuchlichen Signale, oft besser zu verstehen scheinen, als ihre Reiter. Ein Pferd, das lange beim Militär gedient hat, vergißt diese Signale nicht mehr, und wenn es auch alt und schwach geworden ist, spitzt es immer noch die Ohren und hebt seinen Kopf stolz in die Höhe, sobald es Signale hört. Ja in Bruchsal soll es vorgekommen sein, daß ein ausgedientes Soldatenpferd mit seinem neuen Besitzer, einem Herrn Pfarrer, der dem Exerciren zusehen wollte, auf das gegebene Signal plötzlich in die Reihe der Krieger sprang und gegen den Willen seines Reiters sich zum Witerexerciren anschickte. Der Hausfreund hat dies freilich nicht selbst gesehen, aber gar oft erzählen hören und denkt: es könnte, weil man die geistlichen Herren und die Herren Schullehrer, so wie

die Schneider nicht für die besten Reiter hält, bloß eine Reikunst-Stichelei sein, weswegen er ein anderes Histröchen dieser Art erzählen will.

Der hiedere Obrist v. a. hatte nebst Gott nichts lieber als seinen Kürsten, seine Frau und sein wahrhaft schönes Dragoner-Regiment. Die Frau Obristin galt als eine geübte und geschickte Reiterin und man sah sie nicht selten bei Spazierritten zur Seite ihres Mannes einher galoppiren. Der Herr Obrist hielt auf strenge militärische Ordnung und erlaubte deshalb seiner Frau, so gerne er sie auch hatte, durchaus nie mitzureiten, sobald ein Ritt im Dienst geschehen mußte oder nur den Anschein eines Dienstrittes hatte. Dagegen war es der Frau Obristin größte Freude, ihren Gemahl und sein Regiment exerciren zu sehen, und so bestieg sie denn manchmal ein Pferd, um das Regiment und ihren Herrn Gemahl auf dem Exercierplatze zu sehen. Von Ferne ihrem Manne zuzuwinkeln, um von diesem ein Salutiren mit dem Säbel zu erhalten, war in der Regel Alles, was der Herr Obrist gewährte. Eines Tages mußte nun die Frau Obristin, daß sehr schöne Cavallerie-Manöver ausgeführt werden, weil es das Schluserercis des Regiments vor dem Abmarsche zum Corpsmanöver war. Aber woher heute ein Pferd nehmen? Fahren wollte die Frau Obristin nicht, eines der Reitpferde lahmte an einem Fuß, und eines war kurz zuvor umgestanden. Die zwei noch disponibeln Pferde brauchte der Herr Obrist selbst. — „Heute zu Hause bleiben, heute meinen Mann und unser Regiment nicht sehen — nein! dies wäre zu hart.“ Auf einmal strahlte Freude im Auge der Frau Obristin; es war ihr ein guter Gedanke, — ein Netter in der Noth eingefallen. Ihr Neffe, der Lieutenant B. b, hatte 3 Pferde; zum Dienst brauchte er nur 2 und dieser wird ihr heute schon eines leihen. Und wirklich hatte sich die Frau Obristin nicht verrechnet, der Herr Lieutenant sagte ihr ein Pferd zu; aber eines seiner Dienstpferde konnte er nicht hergeben, weil der Herr Obrist vom Neffen fast mehr Gehorsam und mehr militärische Pünktlichkeit forderte und in dieser Beziehung fast strenger gegen ihn war, als gegen einen anderen Offizier. Er bot daher der Frau Obristin was er hatte, nämlich sein drittes Pferd, ein früherer Trompeterschimmel, der auch gerne angenommen wurde.

Das Regiment rückte mit klingenden Spiel aus der Garnisonsstadt auf den Exercierplatz. Stolz und ebel war die Haltung jedes einzelnen Reiters wie des ganzen Regiments. Muthig und kraftvoll bewegten sich die Pferde und die Menge der Zuschauer und Zuschauerinnen, sagten sich mehr als hundertmal, „ach wie schön! — dies ist unser Regiment; es ist doch das schönste unter allen u. c.“

„Achtung!“ „Mit Zügen rechts aufmarschirt,“ tönte es kräftig durch die Luft und da stand das Regiment in einer Linie aufgestellt. Eine kurze Rede des Herrn Obristen ermahnte jeden zur Pflicht und Pünktlichkeit. Alsdann wurden mehrere Schwenkungen u. c. ausgeführt. Auf einmal wurde bloß durch Trompeter Signale commandirt. „Charge“ (sprich Scharische) commandirte die Trompete und wie im Fluge kam eine Dame auf einem Schimmel herangefprengt, reichte sich den Trompetern an, jagte mit diesen dem Regimente

voran. Der Herr Obrist kannte die verwegene Reiterin recht gut, und auch der geneigte Leser wird sie kennen, d. h. er wird gar nicht daran zweifeln, daß es die Frau Obristin selbst gewesen ist. Als nach einiger Zeit „Halt“ commandirt war, befand sich die Frau Obristin immer noch in den Reih'n der Trompeter und der Herr Obrist schimpfte den Stabstrompeter tüchtig aus, weil er als gebieter Mann sich zumommen lasse, Leute sogar während dem Exerciren zu Trompetern aufzunehmen, ohne vorher schuldigen Rapport zu erstatten. — Der Stabstrompeter hatte freilich keine Schuld am Vorgefallenen, mußte sich aber doch die scheinbare Ungnade seines ersten Vorgesetzten um so eher gefallen lassen, als er thatsächlich unter den Trompetern eine berittene Dame erblickte, die beim Ausrücken und eine kurze Zeit zuvor noch nicht in seinen Reih'n war. Der Stabstrompeter mußte nun freilich das Pferd der Frau Obristin einige Schritte führen, weil es nicht aus seinem gewohnten Platz gehen wollte und wohl mehr als ein Mann des Regiments konnte über dieses Späßchen sich des Lachens kaum enthalten.

Ähnliche Späßchen von Militär-Pferden werden viele erzählt, weil sie das Commando und insbesondere die Trompeter-Signale genau kennen, und aus früherer Gewohnheit mitmachen, mitexerciren wollen. Ueberhaupt kann man das Pferd so zu sagen als ein Gewohnheitsthier betrachten, wobei es sich indessen immer herausstellen wird, daß es das Gute und Bessere recht gut vor dem Bösen und Schlechteren zu unterscheiden vermag. Ich erinnere hierbei insbesondere an Miethpferde, die zum Reiten oder als Einspanner ausgeliehen werden. Dem besten Reiter und dem geübtesten Fahrer wird es schwer werden, an einem Wirthshaus vorbei zu kommen, wo das Miethpferd einzukehren gewohnt ist. Ist nun der Reiter und Fahrer weniger geübt, so wird er vielleicht an allen nur einigermaßen frequenten Wirthshäusern der StraÙe einkehren müssen, weil sein Pferd diese genau kennt und auch gar bald weiß, daß das Ein- oder Nichteinkehren bloß von seinem, aber nicht von des Zügelführers Willen abhängig ist.

Zwei der Handlungsbeflissene junge Leute dachten einmal, es müsse doch der Sonntag, an dem ein Ausgang gemacht werden dürfe, viel glücklicher, zufriedener und heiterer mit Reiten als mit Laufen und Sitzen zugebracht werden können, und vereinigten sie sich gar bald dahin: es müsse am nächsten Sonntag ein Spazierritt gemacht werden. Hierzu wurde ein päpstlicher Reitanzug nach dem neuesten Pariser-Schnitt gewählt. Sporen und Reitpeitsche von der nächsten Garnisons-Stadt verschrieben. Nun denke dir, lieber Leser, zwei schöne, junge und hoffnungsvolle Jünglinge, denen zu lieb manche Schöne lieber selbst Kaffee, Zucker u. dgl. zu holen pflegte, als dieß durch die Magd thun zu lassen, in einem neuen Reitanzug mit Sporen und Peitsche bewaffnet und sich geberdend wie der geschick-

teste Rossebändiger. So etwas muß man selbst mit angesehen haben, um den Muth zu begreifen, ein Rosß zu besteigen und sich dann hoch zu Rosß von den Schönsten der Schönen bewundern zu lassen.

Das Rosse-Paar mit dem in der Eile zusammengekauften Reitzeug hätte freilich etwas eleganter sein dürfen, denn letzteres schien ausgemusterte Stücke einer ehemaligen Bürger-Cavallerie gewesen zu sein und den Pferden sah man es deutlich an, daß sie kurz zuvor den Lungwagen expedirt und schon öfters am Pfluge und der Gaie exercirt hatten. Doch dieß war unsern muthigen Reitern kein Hinderniß, die Gerte zu schwenken und die Pferde zu besteigen. „Fritz wo reiten wir hin?“ „Ich denke, wir reiten zur Hochzeit nach D.“ — „Fritz, thue langsam, wir wollen durch die Stadt nicht so schnell reiten.“ „Standst denn, ich könne langsam reiten mit diesem muthigen wilden Pferd?“ — „Sehe nur, lieber Daniel, wie ich mir es anzuhalten Mühe gebe.“ — Nun kam eine Chaise; dieser auszuweichen, war eine schwere Arbeit; auch wollten die Renner nicht zurückbleiben. Willten die Reiter rechtis, so unterstanden sich ihre Pferde links zu geben. Sollten die Reiter schön langsam und deutlich thun, so wurden sie von ihren Pferden mißverstanden. Am besten gieng, als die Chaise an ihnen vorbei war, denn jetzt ließen die Pferde der Chaise nach, und wollten sich von diesem späteren Zeitpunkt gar nicht trennen. Unsere Reiter waren dieses zufrieden, denn die Chaise gieng auch denselben Weg, nämlich nach dem Orte, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Als nun bei einer Zollstation die Chaise anhielt, um den Zoll für zollbare Waaren zu bezahlen und nachzuweisen, daß keine weiteren zollbaren Gegenstände mehr vorhanden sind, mußten unsere Reiter natürlich warten, bis die Reibe an sie kam, die gleichen Zollpflichten zu erfüllen. Als aber die Chaise abfuhr, wollten auch die Rosse nicht mehr halten und sprengten der Chaise nach. Die Zollwächter glaubten, unser Reiter wollten schmuggeln. Unter dem Rufe: „Halt!“ „Halt!“ wurden sie eingefangen und wieder zurücktransportirt. — Zum zweitenmal an die Zollstätte gelangt, mußten sie eine Strafpredigt wegen Ungehorsam an hören, und obendrein noch eine StraÙe wegen nicht beobachtetem Anhalten an der Zollstation bezahlen.

Ueber junges Blut und frischen Muth tragen solche Hindernisse nie den Sieg davon; eben so auch bei unsern Reitern, die dennoch die edle Reitkunst nach und nach so weit eingeprägt bekamen, daß Fritz an den Händen nicht nur Blattern hatte, sondern wirklich blutete, während Daniel über die schwere Roth an Knien und Schenkeln klagte. Sie kamen endlich nach vielen Mühen zu den Hochzeitgästen, waren dort lustig und fidel, erheiterten sich bei Wein und Gesang, vergaßen der Schmerzen und dachten erst wieder an die Freuden des Heimreitens, als die Hochzeitgäste aufzubrechen begannen. Daniel hatte das Glück, sein Pferd gegen einen Wagensiß zu vertauschen; aber Fritz mußte wieder reiten und diesmal allein. Hinter einem Wagen oder hinter einer Chaise war sein Pferd am besten zu leiten. Der Zufall wollte aber, daß Fritz etwas über den Durst getrunken und dann die Sporen gar nicht in der Gewalt hatte; das Pferd sprengte an einem Wagen vorbei, von dessen Pferde eines scheu wurde und ebenfalls aufpatsch. Doch diesmal war

Fritz schon ein guter Reiter; er und ein Pferd belamen in wenigen Minuten einen bedeutenden Vorsprung. Nun wurde doch etwas langsamer geritten, der Wagen erschien wieder, Fritz dachte zurück zu bleiben, aber sein Pferd wollte einmal nicht hinter dem Wagen gehen, sprengte wieder zur Seite vorwärts und was schl. hatte unser Herr Reiter einen tüchtigen Peitschenhieb auf sich sitzen, weil eben der Fuhrmann glaubte, daß Fritz ihm bloß zu Leide leben wollte. Fritz sprengte nun spornreichs heim, jedoch nicht vor seine Wohnung, sondern vor den Stall seines Pferdes und ist seither nicht wieder geritten, während Daniel Reitunterricht genommen und es hierin zu solcher Meisterschaft gebracht hat, daß ihm alle Pferde gehorchen.

Gelehrigkeit.

Mancher Leser des Hausfreundes wird Gelegenheit gehabt haben, sehr gelehrige Pferde zu sehen. Ich erinnere z. B. nur an wandernde Kunstreiter-Gesellschaften und an die von ihren Pferden gemachten Kunststücke. Es scheint gar manchmal, als könnte das Pferd rechnen oder das Alter, ja sogar die Tugenden und Laster der Personen erkennen. Doch in letzter Beziehung mag viel Blendung vorgehen; denn wenn man der Sache genau und aufmerksam zusieht, so ergibt es sich immer, daß kleine Winke des Abrichters das Pferd entweder ganz leiten oder doch wenigstens in großer Aufmerksamkeit erhalten. Immerhin bleiben aber die Kunststücke, welche dem Pferd gelehrt werden können, beachtenswerth, indem sie die große Gelehrigkeit dieses Thieres und ferner bekunden, daß dessen geistige Anlagen weit mehr ausgebildet sind, als man so gewöhnlich zu vermuthen pflegt. So z. B. liefert das wilde Pferd ordentliche Schlachten gegen andere wilde Thiere oder gegen nicht freundlichgesinnte Pferdskämme. Es besetzt die Anhöhen, stellt Vorposten aus zur Beobachtung des Feindes und sobald dieser angerückt kommt, so werden die Füllen, großtrachtige und schwächliche Stuten in die Mitte genommen, während die Hengste den Feind durch Schlagen und Beißen mit einem Muth empfangen, der selbst dem Krieger Ehre machen würde. Bei solchen Treffen gibt es immer Verwundete und nicht selten Todte. Diese Kriege haben gewöhnlich den Zweck, bessere Weideplätze oder gutes Trinkwasser zu erobern.

Die kriegerischen Tscherkessen, welche der russischen Armee seit einigen Jahren schon so viele Opfer kosteten, schätzen ihre Pferde außerordentlich und erziehen sie fast wie ihre eigenen Kinder. Aber das tscherkessische Pferd vergilt diese Liebe wieder durch eben so große Gelehrigkeit als durch Ausdauer und Muth.

Denke dir, lieber Leser, der tscherkessische Reiter hat sein Pferd so abgerichtet, daß es sich, wenn der Feind naht, wie todte auf die Erde legt. Hinter dem Pferd liegt der Reiter und zwar oft mit Laden und Schießen beschäftigt, während sein gehorsames Streitross ihm jezt als Schutzmauer und in einigen Augenblicken wieder dazu dient, um in größter Eile über Stock und Stein davon zu jagen.

In Bezug auf Gelehrigkeit will ich dir bloß ein Pferd ins Gedächtniß rufen, und insofern du es nicht selbst gesehen hast, etwas davon erzählen.

Das Pferd Regent der Kunstreiter-Gesellschaft Tournaire, ein mittelgroßer, gut gebauter, aber gerade nicht ausgezeichnet schöner, dunkelbrauner Wallach vom preussisch Neustädter Gestüt abstammend, ging auf das Commando seines Herrn Schritt, Trab, Galopp und zwar jede dieser Gangarten stärker oder schwächer, wie es verlangt wurde. Ferner lehrte es links oder rechts, wechselte den Galopp, trabierte, kurz es machte auf bloßes Commando alle Touren einer guten Reitschule so gut, wie man dieß von einem gut gerittenen Pferd unter der Hand eines vorzüglich gut geübten Reiters kaum verlangen kann. Ferner apportirte dieses Pferd verschiedene Gegenstände, unter denen das Apportiren eines Fisches im Wasser und das Apportiren eines auf den Hinterfüßen laufenden und wie ein Kind angezogenen Hundes wohl am ehesten Erwähnung verdienen. Kriecherliegen und sich wie todte geben konnte es auch ganz prächtig; aber am schwersten war eine Stiegen-Tour. Es war nämlich auf dem Schauplatz eine Stiege von etwa 20 Treppen und ziemlich steil angelegt, mit der eine andere eben so hohe in Verbindung stand. Ohne Zügel, auf bloßes Commando ging dieß Pferd die erste Stiege hinauf und die andere herunter. Gleich darauf ging es die erste Stiege hinterlich hinauf und die zweite hinterlich herunter. Zum Schluß wurden beide Stiegeneländer mit Raketenfeuer so versehen, daß die ganze Stiege zu brennen und voller geladener Pistolen zu sein schien, und während dem Brennen dieses Feuers, während dem immerwährenden Quallen der Raketen ging Regent zum Drittenmal die Stiege hinauf und herunter.

Die geistigen Eigenschaften des Pferdes sind nun durch mehrere theilweise unterhaltende, zum Theil vielleicht auch langweilige Geschichten, die indessen alle vorgekommen sind, wenn nicht in strenger logischer Ordnung, doch so dargestellt, daß schon aus diesen wenigen Beispielen deutlich hervorgeht: es zeichnet sich dieses Thier durch Treue, durch Anhänglichkeit an den Menschen, durch ein gutes Gedächtniß und durch eine große Gelehrigkeit vortheilhaft vor vielen andern aus. Durch eine gute mehr liebevolle als strenge Erziehung, durch sanftes Gewöhnen an das, was man wünscht, erreicht das Pferd für jedes Dienst

eine fast unglaukliche Geschicklichkeit, während es bei roher Behandlung verdummt und bei zu barbarischen Strafen zur stehenden und doch dabei boshaften Nährt wird.

Wie wahr dieser Satz ist und wie sehr er heutzutage von vielen gepredigt und denen aus Herz gelegt wird, die wohl beim Befolgen auf den allergrößten Nutzen zu rechnen haben, wird nachstehendes Kapitel, was wir zur allgemeinen Belehrung aus der in Karlsruhe erscheinenden, von den Lehrern der Großh. Bad. Thierarzneischule herausgegebenen „thierärztlichen Zeitung“ entlehnen, am besten darthun.

Einfluß der sanften und rohen Behandlung auf die Hausthiere.

„Württemberg, die Vereinigten Staaten, mehrere schweizerische Kantone haben durch Gesetze die brutale Behandlung des Viehes verboten. In London besteht seit zwanzig Jahren eine Gesellschaft zur Unterdrückung der Thierquälerei; es hat diese Gesellschaft darum angehalten und auch ein Gesetz von Georg IV. erwirkt, wornach Jeder bestraft werden soll, der überwiegen wird, seine Pferde, Ochsen, Schafe u. s. w. roh behandelt zu haben. Diese Gesellschaft, welche heutzutage die Vollstreckung dieses Gesetzes mit der größten Sorgfalt überwacht, unterhält jährlich eine Menge von Prozessen. Sie verbreitet in den Erziehungsanstalten Bücher, um die Nothwendigkeit der sanften Behandlung der Thiere darzuthun; sie setzt Preise über diesen Gegenstand aus und veranlaßt vorzugsweise die Preisbewerbung von Seiten der Lehranstalten.

In Frankreich sind die Thierkämpfe, namentlich die Stiergefechte, abgeschafft. Möge die Regierung nicht bei den bereits bestehenden weisen Maßregeln stehen bleiben, womit jeder Brutalitätsakt verpönt ist. Jede von der Regierung zu diesem Zwecke ergriffene Maßregel wird den heilsamsten Einfluß auf die öffentlichen Sitten und den Nationalreichthum haben; denn es liegt im Interesse der menschlichen Gesellschaft, sich daran zu gewöhnen, die mit Gefühl und einem gewissen Grade von Intelligenz begabten Geschöpfe, welche für uns leben, arbeiten und sterben, gehörig zu pflegen und milde zu behandeln.

Die Gewohnheit und das Beispiel üben einen großen Einfluß auf unsere Neigungen aus; wer sich an eine brutale Behandlung gegen Thiere gewöhnt, wer die ungeschliffene Behand-

lung derselben mit ansieht, oder sie wohl gar selbst also behandelt, kann der wohl sanfter, menschlicher Empfindungen gegen seine Mitbrüder fähig sein? Kann andererseits der Mensch, welcher seine aufkraufenden Leidenschaften zu zügeln vermag, der seinen Hund, sein Pferd &c. mit Güte behandelt, wohl schlecht, grausam gegen Seinesgleichen sein? Nicht ohne Grund schreiben die Publizisten die Verminderung der Todesstrafen für Verbrechen in England dem Gesetze zu, daß die Grausamkeit gegen die Thiere bestraft, und der Sorgfalt, mit welcher jene philanthropische Gesellschaft die Vollstreckung dieses Gesetzes überwacht.

Abgesehen indes von aller moralischen Betrachtung, sollten wir die Thiere mit Sanftmuth behandeln, weil die Art, wie wir mit ihnen umgehen, den größten Einfluß auf ihre Gesundheit, Ernährung, Erzeugnisse und ihre Dienstleistungen ausübt. Eine sanfte Behandlung ist ihnen heilsam, während eine schlechte Behandlung ihnen schadet.

Die mit Sanftmuth behandelten Thiere sind lebhaft, muthig und gehellig; sie arbeiten gern, wenden ihre Kraft auf eine regelmäßige, fortwährende Weise an, und verrichten viel Arbeit, ohne zu ermüden, ohne Nachtheil zu empfinden. Alle Reisende, die im Orient gewesen sind, schreiben die Eigenschaften des arabischen Pferdes, die Anhänglichkeit, die außerordentliche Treue, die es gegen seinen Herrn hat, der Sorgfalt zu, mit der es, mit ihm unter einem und demselben Zelte wohnend, verpflegt wird. Auch der Tischeresse behandelt sein Pferd nach Art der Beduinen; er hält es wie sein eigenes Kind, er schläft mit ihm; wenn das Pferd irgend eine Unart begeht, so schlägt er es nicht, sondern hört augenblicklich auf, mit ihm zu spielen und zu lieblosen. Diese Abwendung ist für jene Pferde eine harte Strafe, mit denen man selbst, wenn diese Thiere Stärke genug erlangt haben, einen Menschen zu tragen, sie zu schulen im Stande ist, ohne seine Zuflucht zu Gewaltmitteln nehmen zu müssen. Die Pferde der Tischeressen haben in ihren Formen, in der Leichtigkeit und Fähigkeit ihres Ganges, in der Kraft und Ausdauer, so wie im Charakter viel Aehnlichkeit mit denen von Nedji; sie sind äußerst flug, verstehen jeden auf sie bezüglichen Willensausdruck ihres Gebieters. Der Tischeresse, welcher genöthigt ist, auf der Flucht zu sechten, der den Feind entweder auf- oder zurückhalten will, gibt seinem Pferde ein Zeichen, sich niederzuliegen, sich auszustrecken und sich todt

zu stellen, während er sich selbst hinter das Thier legt, seine Finte schuffertig macht, den Lauf desselben an den Kopf des Thieres lehnt; auch sieht man diese Pferde mit den Kindern spielen, sich ihren Einfällen hingeben, ohne ihnen wehe zu thun. (Journ. des Haras. 1840.)

Die mit Rohheit behandelten Thiere sind stets schlecht erzogen; sie sind dumm, mißtrauisch, ungelehrig. „Fast alle böse Pferde sind erst so geworden, nachdem sie in der Jugend mißhandelt worden sind; sie hatten Anfangs nur ein muthiges Temperament; die brutale Behandlung aber hat ihren Zorn aufgeregt und ihren Haß gegen das ganze menschliche Geschlecht gekehrt.“ (Grogner.)

Die Rohheit ist ein äußerst schlechtes Mittel, die Thiere zu regieren; sie ist es, welche die Individuen sonst guter Ragen trotz der guten Nahrung, die sie erhalten, herunterzubringen im Stande ist. Welcher Viehbesitzer hat in seinem Stalle nicht mageres Vieh gehabt, das gleichwohl eben so viel gefressen und durchaus nicht mehr gearbeitet hat, als das andere besser genährte? Die von bösen, jähzornigen, ungeschlachten Knechten gehandhabten und von ihnen ohne Grund gequälten Thiere sind stets in schlechtem Zustande, oft hinfend und krank; sie sind schlaff und arbeiten nur mit Unwillen und mit Unterbrechung, wenn sie gestoßen und geschlagen werden.

Die fortwährend gequälten und mit Grausamkeit behandelten Thiere verdauen schlecht, leiden häufig an Indigestionen, sind mager, haben ein glanzloses Haar und eine fest anliegende Haut. Sei es nun, daß durch die rohe Behandlung der Thiere ihre Konstitution schlechter geworden ist, oder daß sie den Menschen einflüchten fürchten, genug, sie profitiren weder von der Nahrung, die sie verzehren, noch von der Pflege, die man ihnen sonst angeeignet läßt. Jeder Viehmäster weiß, daß die Ochsen, die ihrem Wärter nicht abgeneigt sind, sich weit leichter mästen, als solche, welche die pflegende Hand des Menschen mit Mißtrauen betrachten. Nicht selten verursacht die rohe Behandlung der Thiere unmittelbare Folgen; die Schäfer, die Knechte u. s. w. bringen durch dieselbe mancherlei äußere bei, dieser gewaltig hinter den Ohren kratzt, Schäden zuwege, über deren Ursachen die Viehbesitzer nicht immer in's Klare kommen. Beim Schlachtvieh hat die Grausamkeit vielleicht noch weit traurigere Folgen zu unserem Nachtheil; denn ein Schlag, der bei einem Stück Vieh, das man hätte leben lassen, durchaus von keinen Folgen geblieben wäre, verschlechtert das

Fleisch, wenn das Thier kurze Zeit nach erlittenen Schlägen geschlachtet worden ist. Das Blut hat sich auf den beleidigten Stellen zusammengezogen, das Fleisch wird schwärzlich, hat einen schlechten Geschmack und läßt sich nicht lange aufbewahren.

Die Art und Weise, wie mit den weiblichen Thieren umgegangen wird, hat viel Einfluß auf die Absonderung und Ausscheidung der Milch. Eine freundliche Hand oder das Maul des Saugkalbes bringt in den Euterzitzen ein Gefühl der Wollust hervor, das die Kuh durch ein langsames Wiederkäuen und durch ein zufriedenes und zärtliches Anblicken der Melkerin zu erkennen gibt. Ein solcher Zustand ist in Hinsicht der Ab- und Ausscheidung der Milch zuträglich. Die Kühe, welche jenes Behagen nicht empfinden, die, welche nach ihren Kälbern bangen, die, welche von fremden oder brutalen Personen gemelkt werden, geben oft keinen Tropfen Milch; es gibt Kühe, die nur von bekannten und freundlichen Händen sich melken lassen, und andere wiederum, die erst dann dieß geschehen lassen, nachdem sie einen Leckerbissen bekommen haben.

K.

Der krumme Schneider auf dem Roßhandel.

Der geneigte Leser weiß bereits, daß der krumme Schneider längst keine Freude mehr an der Schneiderei hatte, und der Hausfreund hat auch schon davon erzählt, wie er durch allerhand Nebenverdienste sich sein Eß- und Trinkgeld zu verschaffen suchte. Wie aber der Krumme wird der Hausfreund jezo beschreiben.

Der Schwänenwirth und der Delmüller stehen immer mit einander, wer die schönsten Säule hat, und sobald einer ein schönes Roß gekauft hat, so thut dem Andern in den Augen weh, wenn er sieht, daß es nicht in seiner Stalle steht. So kam es, daß einmal, als der Delmüller einen 6 jährigen Fuchswallach heimreitet an des Schwänenwirths Thüre voran, s. w. bringen durch dieselbe mancherlei äußere bei, dieser gewaltig hinter den Ohren kratzt, Schäden zuwege, über deren Ursachen die Viehbesitzer nicht immer in's Klare kommen. Beim Schlachtvieh hat die Grausamkeit vielleicht noch weit traurigere Folgen zu unserem Nachtheil; denn ein Schlag, der bei einem Stück Vieh, das man hätte leben lassen, durchaus von keinen Folgen geblieben wäre, verschlechtert das

Stube und als sich der Schwänenwirth so ver-

mfst, und der Delmüller mit seinem Fuchs vorbeireitet, da lacht der Schneider und sagt: „Da kommt aber einer, der ist doch schöner als Euer Schimmel,“ denn der Schneider versteht auch etwas vom Rosshandel, obwohl man bei einem Schneider Kenntniß von der Art selten antrifft. Natürlich wird nun der Fuchs bekrittelt und obwohl es den Schwanenwirth sauer ankam, so mußte er doch am Ende zugeben, daß des Delmüllers Fuchs schöner sei als sein Schimmel. Dieß legt aber den Schwanenwirth ungeschlafen, denn er ist jetzt eben einmal auf die Gänse verfallen, und so sagt er am andern Morgen, als der krumme Schneider wieder kommt: „hört einmal Krummer, ich will jetzt ein geschicktes Wort mit Euch schwätzen: der Delmüller hat da einen Gaul gebracht, daß es Schade ist, wenn er lange in seinem Stall steht, das Roß muß mein werden. Ich weiß, Ihr seid ein durchtriebener Kamerad. Geht einmal zum Delmüller und klopfet auf den Busch, ob der Fuchs nicht feil ist. Wenn ich ihn um 20 Karolin bekomme, so sind 3 Kronenthaler Euer.“

Der Schneider meint, es sei zwar nicht sein Handwerk das Rosshandeln, aber doch wolle er es einmal probiren.

Doch mit dem Delmüller ist nichts anzufangen, denn er hat auch einen Affen an dem Roß gefressen und gibt es nicht her, um keinen Preis, besonders in der Erste nicht.

„Nun wie stehts?“ fragt der Schwanenwirth, als der Krumme zurückkommt.

„Eist nichts zu machen,“ sagt dieser, der Delmüller gibt das Roß nicht her, er braucht es nothwendig und in Eurem Stall könnte er es vorweg gar nicht sehen. Aber wartet noch ein Paar Wochen, vielleicht daß ihm doch ein anderer Kopf wächst.“ — „Schneider, ich sag's Euch noch einmal, 3 Kronenthaler, — nein, eine Karolin ist Euer, wenn Ihr das Roß in meinen Stall bringt.“

Einstweilen trinkt nun der Schneider einen Schoppen per Abschlag und es zieht 4 Wochen an, bis er wieder ins Delmüllers Stall kommt.

Nach dieser Zeit kommt der Schneider wieder an der Mühle vorbei und sieht den Delmüller unter der Stallthüre stehen, wie er ganz verdächtig hinter dem Ohr fragt. „Nun, was macht der Fuchs?“ ruft er, nämlich der Schneider, von Weitem. „Ja, der macht schön. Geht nur hinein und guckt selber.“ Auf dieß geht der Schneider in den Rosstall und da steht nun der Fuchs an der Kause und macht allerlei Tollheiten, schlägt hinten und vornen 'naus.

„Da seht Ihr den Kolterer,“ sagte der Delmüller, — „und was soll der Kolterer kosten?“ fragt der Schneider, — „vierzehn Karolin, wenn er gleich verkauft wird.“

„Gebt mir den Gaul auf eine halbe Stunde, entweder bring ich 14 Karolin oder den Gaul wieder,“ sagt der Schneider und nimmt den Fuchs am Zügel und führt ihn zum Schwanenwirth.

„Woher Schneider, woher?“ ruft der von Weitem, als er unsern krummen Schneider sieht, wie er den Fuchs am Zügel daher bringt.

„Vom Delmüller,“ sagt dieser, „den Fuchs hab ich gekauft um 15 Karolin, aber gleich das Geld auf den Tisch.“

Der Schwanenwirth macht einen Satz in die Höhe vor Freude, holt 15 Karolin, zahlt sie dem Schneider hin, nimmt den Fuchs am Zügel und führt ihn in den Stall.

„Aber Schneider,“ fangt nun der Schwanenwirth an, „s ist ja jetzt eins, der Gaul ist mein, sagt mir aber doch, was fällt dem Delmüller ein, daß er das Roß um 15 Karolin hergibt.“

„Ha,“ sagt der Schneider und lacht, „weil er ein Narr ist.“ — Zugleich aber nimmt er das Geld und trägt es dem Delmüller hinunter, seine Karolin aber behält er zurück und geht im Heimweg nicht an dem Schwanen vorbei; — doch, stehts nicht lange an, so erwischt ihn der Schwanenwirth wieder. „Krummer, Euch soll dieser und der —“ fangt er an, „wie habt ihr mich mit dem Fuchs angeschmiert, er ist ja ein Kolterer und beißt und schlägt.“ — „Bin ich schuld?“ fragt der Schneider, „hab ich's Euch nicht zum Voraus gesagt?“ —

„Was, Ihr zum Voraus?“ — „Hab ich nicht gesagt, als Ihr wissen wolltet, warum der Delmüller den Fuchs so wohlfeil hergibt: Nun, weil er ein Narr ist.“ —

„Ja freilich, aber ich meinte, der Delmüller sei ein Narr.“ — „Aber ich meinte, der Gaul sei ein Narr,“ sagt der Schneider, „und deswegen hab ich auch meine Karolin schon auf den Kaufpreis geschlagen. Adies Herr Schwanenwirth.“ —

Dieß ist abermals eine Historie von des krummen Schneiders seinem Schenie.

Eine Geschichte zur Warnung für Alt und Jung.

Der Hausfreund befand sich einmal in einem Städtchen unseres Vaterlandes zur Zeit, als gerade Jahrmärkte dorten war. Der Hausfreund

ist immer gern da, wo sich Leute versammeln, auch wenn es nicht gerade lauter geneigte Leser sind, und so blieb er auch an diesem Jahrmarkt nicht daheim in seiner Stube, sondern ging hinaus unter die Stände und Krämer, und spazierte auf und ab, und sah zu, wie sie kauften und verkauften. Der Hausfreund spazierte durch die Krämerstände, wo die Eninger ihre Hofenzeuge, Weiten und Kleider feil hatten, besah sich da und dort etwas, kaufte auch wohl etwas, und kam endlich unten am Marktplatz an, wo zwei erschreckliche „Morithaten“ aufgestellt waren und ein Bursch in einem blauen Hemde und zwei Weibsbildern sangen. „Sie hat ihr Kind, Sie hat ihr Kind mit einem Messer umgebracht“ und der Mannskerk spielte die Drehorgel dazu, daß es ganz schauerlich anzuhören war. — Auch die „Versailler Eisenbahn“ und der „Brand von Hamburg“ wurden da gesungen, und weiter unten war eine Menagerie, wo der große Barribal aus Südamerika zu sehen war, und „wenn er ausgewachsen ist, wird er immer noch größer“ sagte der Wärter, — und „hier ist zu sehen der große braune Bär, er ist sehr groß.“ — Diese Merkwürdigkeiten besah sich der Hausfreund alle mit einander, und kam zuletzt auch noch an einen Tisch, der war gedrängt voll mit Menschen, Manns- und Weibseluten, so daß man gar nicht beikommen konnte. Anfangs mußte der Hausfreund nicht, was dies zu bedeuten haben sollte, bis er näher sich erkundigte und bemerkte, daß es ein Scholtertisch war. Da stand der Scholterer und hatte vor sich einen großen Pappendeckel, der war bemalt mit allerhand Zeichen, schwarzen und rothen, und Zahlen, und darauf setzten die Leute Kreuzer, Groschen und Sechser, ja auch Sechsbäbner, wie sie es vermochten, und der Mann am Tisch hatte 6 bis 8 Würfel in der Hand und würfelte, strich das Geld ein, das verloren war, und zahlte aus, wenn Einer gewonnen hatte, aus einem Porzellan-Schüßelchen, worin er seine Kasse hatte, waren aber meistens Kupferkreuzer. Der Hausfreund machte ein böses Gesicht und hätte gern den Scholtertisch mit sammt den Würfeln und dem Gelde umgeschmissen, wie einst der Herr Jesus Christus in den Vorhallen des Tempels zu Jerusalem. Wie der Hausfreund so dastehet und über die Dummheit der Leute nachdenkt, die sich von einem Faullenzer, der nicht schaffen mag, das Geld auf erlaubte Weise aus der Tasche stehlen lassen, da kommen zwei junge Mädchen

daher, jede mit einem Armborb, und der Hausfreund kannte sie beide, denn es waren zwei schmucke Dirnen, und die Eine diente bei einem Bekannten von ihm und hieß Marg'reth. — Neugierig blieben die beiden Mädchen an dem Scholtertisch stehen und sahen dem Spiel zu, hatten aber nicht das Herz selber zu setzen. Endlich aber faßte Margareth Muth und sagte zu ihrer Kameradin: „Du, willst du nicht auch setzen?“ — „D, was denkst!“ antwortete diese, „ich habe kein Geld zum Spielen.“ — „Narr“ sagte die Andere, „ich hab heut meinen Vierteljahrlohn eingenommen, und vorhin einen Haarkamm gekauft, den möchte ich wieder heraus schlagen.“ — „Horch, laß bleiben,“ erwiderte ihr die Kameradin, „vom Spielen ist noch Keiner reich geworden.“ Margareth hätte sich nun auch bereden lassen, und war schon auf dem Weg weiter zu gehen, da schrie der Scholtermann, der die beiden Mädchen wohl bemerkte und der Margareth ihre Lust zum Spielen angesehen hatte, „als gesetzt, schöne Jungfern, als her, wer nicht wagt, gewinnt nicht! da ist noch Platz! Seid doch so gut und machet Platz für die zwei Jungfern da.“ Da wurden die beiden Mädchen feuerroth im Gesicht und wären jetzt gerne wieder fort gewesen, aber hatten das Herz nicht mehr zu gehen, weil sie der Scholtermann so höflich eingeladen hatte. „Nun, ich setz einmal einen Kreuzer,“ sagte die Marg'reth, und langte ganz verstockt in den Sack nach ihrem Geldbüchse und setzte einen Kreuzer. Der Scholtermann würfelte, und richtig hatte Marg'reth gewonnen. Sie steckte den Gewinnst ein und setzte noch einen, gewann wieder, setzte einen Groschen, gewann auch, bis sie nach und nach sechs Bazen gewonnen hatte. — „Jetzt hörst aber auf,“ sagte die Kameradin, da hast jetzt deinen Kamm herausgeschlagen und wir gehen weiters. — „Nur noch einen Sechser,“ meinte Margareth, „zu Nadeln“ und setzte einen Sechser. Aber der Sechser gab keine Nadeln, der war verloren. „Ich muß mein Geld wieder holen,“ sagte Margareth, „setzte noch einen Sechser dazu,“ aber der ging auch fort, und noch die zwei andern, die sie gewonnen hatte, und noch einen von ihrem eigenen Geld und den wollte sie wieder holen, und verlor noch einmal, und verlor immer mehr bis der ganze Vierteljahrlohn fort war und das Geld auch noch, das ihrer Herrschaft gehörte und das sie dem Kaufmann bringen sollte. Der Scholtermann aber that, als wenn nichts geschehen wäre und legte Marg'reths

Sechser zu den andern in die Tasche, das Kupfergeld ließ er aber auf dem Tisch stehen, daß man meinen sollte, er habe nichts gewonnen — und doch hat er an selbigem Jahrmarkt bei 150 fl. gewonnen, alles von Leuten, die das Geld wohl brauchen können. Wie es aber der Margareth zu Muth war, wie sie daheim empfangen wurde, das überläßt der Hausfreund Jedermann selbst sich vorzustellen; so viel weiß er, daß Margreth, als sie das verlorene Geld abverdienen mußte, manchmal an den Scholtermann dachte.

Merke: Durchs Spiel wird Keiner reich.

Item: Durchs Spiel wird gewöhnlich Einer reich, aber Viele arm.

Merke zweitens: Wer einen Sechser am Scholtertisch riskirt, hat dem Teufel erlaubt, in seinen Geldbeutel zu langen und kann zusehen, wie viel er ihm darin läßt.

Der Fuchs in der Falle.

Was ein Polizeidiener ist, weiß der geneigte Leser wohl; ein zweibeiniges Wesen mit zweierlei Tuch am Rock, einen Grattel im Kopf, einen Sabel an der Seite, und hat derselbe, nämlich der Polizeidiener, nicht aber der Sabel, gewöhnlich schon vorher ein anderes Geschäft betrieben, und nicht von Jugend auf das Polizeidienerhandwerk erlernt, zumal dieß auch nicht zünftig ist, obwohl es eine Herberge hat auf dem Rathhaus, zum Uebernachten, aber nicht zum Verzehren. Die Polizeidiener sind sehr darauf aus, Ruhe und Ordnung zu erhalten, weil sie ein Drittel davon bekommen, heißt das von den Strafen, — und wo Eines nur einen unrechten Tritt thut, so nimmt ihn der Polizeidiener am Kopf; wie aber es einmal umgekehrt gegangen und ein Polizeidiener am Kopf oder vielmehr an der Hand genommen wurde und zwar fest, das wird der Hausfreund erzählen.

In einer gewissen Stadt, der Hausfreund will sie nicht nennen, da war auch ein Polizeidiener, der war gar arg auf die Ordnung veressen und auf die Drittel der Anbringgebühren, also daß er Tag und Nacht umherging, wie ein brüllender Löwe, und suchte die Uebelthäter zu verschlingen. Begab sich aber, daß in jener Stadt lauter ruhige Bürger waren, die sich keine Uebertretung des Gesetzes zu Schulden kommen ließen und also auch keine Strafen zahlen mußten, und also auch der Polizeidiener keine Drittel bekam. — „Hat er keins, so macht

er eins,“ nämlich Eis, heißt's beim Matthens im Kalender, und so dachte auch der Polizeidiener, und versuchte, wie er sich Drittel machen könnte. Da war nun unter vielen andern Geseßen auch das Gebot, Nachts um 10 Uhr seine Hausthüre zu schließen, von wegen der Diebe, bei Strafe von 1 fl. 30 kr.; und vor der Stadt wohnten in einem Hause drei Haushaltungen und einige ledige Leute, die oftmals erst nach 10 Uhr heimgingen. — Zum Unglück war aber nur ein Hausschlüssel da, und wollte doch Jeder, wenn er nach 10 Uhr kam, nicht auf der Straße übernachten, deshalb wurde ein Platz ausgemacht, wo man den Hausschlüssel hängen sollte, daß ihn Jeder der Hausleute unter der Hausthüre durchlangen konnte. Das Ding ging eine Zeit lang gut, bis auf einmal der Polizeidiener fast jede Nacht anzeigte, daß die Hausthüre nicht verschlossen sei und die Hausbesitzer gestraft wurden. — Kein Mensch wußte, wie es zuging, denn Jeder versicherte am Morgen ganz bestimmt, daß er am Abend die Hausthüre verschlossen habe. Als das Ding endlich zu arg wurde, verfiel Einer auf folgen des Mittel, um die Sache zu entdecken. Er nahm eine große Mattenfalle, stellte sie in die Nähe der Hausthüre, da, wo der Hausschlüssel gewöhnlich lag, legte den Schlüssel in die Falle und stellte sich oben am Fenster auf die Lauer. — Es war Alles ganz ruhig bis 12 Uhr Nachts, da kam leise unser Polizeidiener einhergeschlichen, sah sich überall um, ob er bemerkt werde, ging endlich an die Hausthüre, langte unter der Thüre hinein und wollte den Hausschlüssel herausholen. Aber dießmal gings anders, denn plötzlich schnappte die Falle zu und der Polizeidiener war gefangen. Zuerst probirte er, ob er nicht loskommen könnte, aber vergebens, die Falle war gut gerichtet; da fing er an zu rufen, er sei gefangen, aber Niemand erschien und so mußte der gute Drittelfäger warten, bis der Tag erschien und ihn aus der Gefangenschaft erlöste.

Der geneigte Leser kann sich wohl vorstellen, was dieß für ein Allarm war, Morgens, als man den Polizeidiener in der Falle antraf und sich das halbe Städtchen versammelte, den Spektakel mit anzusehen.

Auch sagt man, der Polizeidiener sei nicht mehr lange beim Corps geblieben und habe auch keine Drittel mehr gemacht.

Wie Einer schnell besonnen war

Der geneigte Leser kennt wohl das Land, das man das Schreiberparadies nennt, in welchem der Fluß entspringt, der in Mannheim aufhört. Da war einmal ein Baumeister, der hatte den Auftrag bekommen, in der Haupt- und Residenzstadt die alte Kanzlei wegzureißen und eine neue dafür zu bauen. Eine solche Kanzlei in der Hauptstadt, geneigter Leser, ist das Meer, in welchem alle die kleinen und großen Schreibereislüsse des Landes zusammenströmen und dort von den schreibenden Wettermachern zu Dünsten und Höhrauch verarbeitet werden, der dann über dem ganzen Lande einher-schwebt. Nun also wurde eine neue Kanzlei gebaut und der Baumeister stand gerade dabei, und kam ein reicher Bauer dazu, dem er erst kurz einen großen Viehstall gebaut hatte; da fragte der Bauer: „Nun guten Tag! und was macht Er denn da?“ „Ha!“ sagte der Baumeister, „da ist der alte Kanzleistall abgebrochen worden und jetzt wird ein neuer gebaut,“ und glaubt damit den Bauer zu uhen. — „So?“ fragte der Bauer und steckt seine Hände in seine großen Rocktaschen und steht ganz breit hin, „wo thut man denn unterdessen das Feder-vieh hin?“

Der Reiter wider Willen.

Hat der Hausfreund schon eine Geschichte von dem Doktor wider Willen erzählt, so erzählt er jetzt eine von einem Reiter wider Willen, nur aber mit dem Unterschied, daß diesen nicht Prügel zum Reiter gemacht, wie den Bofaren zum Doktor. — Die Geschichte hat sich zugetragen zu Mannheim, und der Hausfreund hat's zwar nicht selbst mit angesehen, aber ein guter Freund, der dabei gewesen, hat's ihm beschrieben, wie es zugegangen ist.

Wenn man von Karlsruhe hinabfährt nach Mannheim und dort aus der Eisenbahnfutsche steigt und dann die Straßen hinunterspazirt, die zu den Dampfschiffen führt, so kommt man an einem großen Hause vorbei, das ist ein Stall, in dem beständig einige hundert Pferde aufgestellt sind, die alle keinen Hunger leiden dürfen und Heu und Haber genug bekommen, auch nicht zum Schaffen gebraucht werden, sondern alle Tage spaziren geritten werden, von Gemeinen, Offizieren und Unteroffizieren, die man alle zusammen Dragoner heißt, weil sie blaue Hosen und Mittel mit weißen Aufschlägen ha-

ben. Der eine oder der andere geneigte Leser wird das Corps (sprich Rohr) wohl kennen, hat vielleicht auch einen Umgelder dabei, d. h. einen Buben, der alle Fahrt um Geld schreibt, weil er nichts verdient, so lange er das Vaterland beschützen muß, in der Kaserne. Nun geschieht es alle Jahre einmal, daß die Gänse, die nicht mehr recht mitmachen können, oder sonst einen Fehler bekommen, aus-ranshirt und dem Verkaufe ausgesetzt werden. Ein solcher Verkaufstag war auch einmal aus-geschrieben, und hatte dieß ein Pfarrer im Ueber-rheinischen gelesen, der erst vor Kurzem seit Kößlein verkauft hatte, und doch eines noth-wendig brauchte, weil er schon seit 20 Jahren auf seinem Pfarrhose saß und sich vom guten Essen und Trinken und vom ruhigen Leben sich ein kugelrundes Bäuchlein angeschafft hatte, also daß es ihm schwer fiel, weiter als eine Viertelstunde zu gehen. — Aber doch hatte er die Gewohnheit so alle Wochen zwei bis drei-mal über Feld zu reiten, nach Landau, nach Speier, nach Mannheim wo er überall gute Freunde und Bekannte hatte. — Er weckte also an dem Verkaufstag früh seinen Peter, den Hausknecht und sagte zu ihm: „jetzt gehst nach Mannheim an die Dragoner-Kaserne und rich-test ein Kompliment aus an den Herrn Ritt-meister, der dort steht im Hof, wo die Pferde verkauft werden, und gibst ihm den Brief da; in dem steht, daß er ein Gälchen für mich kaufen soll, so wie ichs brauchen kann, nicht zu rasch, keinen offenkaren Fehler und wohlfeil, denn die Zeiten sind schlecht — und dann wartest bis der Verkauf aus ist und reit'st mir der Gaul heim, wenn ihn der Rittmeister gekauft hat. Dort steht dein Trinken, fannst auch Brod in Sac stecken und das Stückle Schweinefleisch von gestern Abend, so brauchst unterwegs nicht einzufehren — und mach deine Sache gut.“

Der Peter that, wie er geheissen, und kam bei guter Zeit zu Mannheim im Kasernenhof an und gibt dem Rittmeister den Brief, der ihn ließt und richtig auch bald dem Pfarrer ein nettes Grauschimmele verschafft. „Grüß Er mir seinen Herrn schön,“ sagte er, „und er soll bald wieder kommen, im Pfälzerhof sei ein frisches Faß Markgräfler angekommen und das Pferde wird gut ausfallen. Gäh' er aber achs darauf, daß ihm unterwegs Nichts passiert.“ Nun setzt sich der Peter auf's Grauschimmele und trabt lustig nach Hause. Sein Herr ist ihm eine halbe Stunde weit entgegen gegangen, und hatte eine große Freude an dem Grau-

schimmele. Zwei Tage nachher sitzt er schon auf dem Köhler auf dem Weg nach Mannheim, seinen guten Freund, den Rittmeister, zu besuchen. Das Köhler geht ganz gut, hat einen sanften Trab, und der Herr Pfarrer ist innerlich erfreut über den guten Kauf, den er gemacht hat und gedenkt dießmal seinem Freunde, dem Rittmeister, mit dem er schon so manches Fläschlein geleert und so manches Schwänklein erzählt hatte, ein Paar Beuteillen zum Besten zu geben. Unter diesen Gedanken kommt er in die Nähe von Mannheim und freut sich, daß sein Grauschimmele noch so wohl auf ist, denn je näher er der Stadt kam, desto muthiger und feurer wurde es, und man merkte ihm den Ritt noch gar nicht an und es wedelt mit dem Schweif und spitzt die Ohren und schlägt endlich gar einen Trab an. — „Sachte, sachte Alter,“ sagte der Herr Pfarrer und hätschelt das Thier, „wir kommen heut gut noch in deine alte Heimath, aber nur ruhig und im Schritt.“ Doch das Grauschimmele wird immer lebhafter und der Pfarrer wußte gar nicht, was dem Gaul war. Da fängt es auf einmal an: trara, trara, trara, rara zu blasen und das ganze Dragoner-Regiment kam daher in vollem Trab, voraus die Trompeter und der Offizier commandirt: „rechts schweret euch!“ „marsch, marsch,“ und fort gehts an dem Pfarrer vorbei dem Exercierplatz zu. Das Grauschimmele aber voll Freude seine alten Kameraden zu sehen, hebt den Schwanz in die Höhe, macht rechtsun und dem Regiment nach, also daß der gute Herr Pfarrer es nicht mehr heben konnte und den Dragonern nach mußte — fort über Stock und Stein auf den Exercierplatz, wo sich das Grauschimmele in Reih und Glied stellte und die Manöver und Schwenkungen mitmachte wie ehemals. Dem Herrn Pfarrer aber trat der Anglißschweiß auf die Stirne, und sein Bäuchlein schlug an den Sattelnopf, und er war feuerroth im Gesicht, und die ganze Mannschaft lachte hell auf, absonderlich aber die jungen Herren, die man Leutenants heißt. — Als das Exercitium vorbei war, ritt der Rittmeister, der gute Freund des Herrn Pfarrers, herbei, drückte ihm lachend die Hand und sprach: „Nu Herr Pfarrer, wie gehts? ich glaube, Sie wollen in ihren alten Tagen noch exerciren lernen?“ „Ja“ antwortete der Pfarrer und stieß einen schweren Seufzer aus, „Gott soll mich bewahren vor dem Exerciren und vor allen Soldatengängen und absonderlich vor dem Satan da, den ich zwischen den Beinen habe. Hab ich

nicht geglaubt, mein letzter Tag sei angebrochen, da diese Bestie mit mir durchgeht.“ Nun ließ ihn der Rittmeister vom Pferde heben und spazirte mit ihm zu einem guten Schöppllein und soll an jenem Tage der Herr Pfarrer nicht mehr heimgelitten sein, sondern eine Kutsche habe anspannen lassen und erst am andern Morgen heim gekommen sein. — Unterwegs aber soll er gedacht haben, daß ein Pferd sich fast so gut dressiren lasse, als ein Rekrut und sein Exercitium so wenig vergesse, als ein alter Soldat das Kasernenleben.

Ein gutes Auskunftsmittel.

Es war einmal vor vielen Jahren, da wollten die Engländer einen Afford machen von wegen des Theehandels mit den Chinesen; das sind Leute, die viele tausend Stunden von Deutschland weg wohnen und sich von des Hausfreunds Landsleuten dadurch unterscheiden, daß sie lange Zöpfe tragen und einen Kaiser haben.

Es wurde nun von England aus ein Abgesandter nach der Hauptstadt der Chinesen geschickt, um mit ihrem Kaiser zu unterhandeln. Dieser aber ist ein gar kurioser Potentat und hält alle Leute, die nicht seine Unterthanen sind, für Nichts, hat dabei einen 200 Millionen Menschenstolz, weil er nämlich so viele Unterthanen hat.

Auch war es damals nicht Mode, daß ein englischer Abgesandter nur so mir nichts dir nichts zum Kaiser von China in sein Schloß hineinspaziren und sagen dürfte: „Guten Tag oder guten Morgen Herr Kaiser von China, ich bin derjenige, welcher, und komme in der und der Angelegenheit.“ Heutzutage ist's freilich anders, denn die Engländer haben die Chinesen sammt ihrem Kaiser inzwischen geschmeidig gemacht. — Wie gesagt aber, zu jener Zeit kostete es viele Mühe zum Kaiser von China zu gelangen, und vor Allem war es Gebot, daß Jeder, der vorgelassen werden wollte, nur auf den Knien angerufen kommen mußte. — War aber der Kaiser von China stolz, so war es der englische Gesandte noch mehr, denn er war der Stellvertreter seines Königs — und ein König von England will was heißen — deshalb sagte auch der englische Gesandte, daß er aber absolut nicht auf den Knien komme, er sei es nicht gewöhnt und habe es seit seiner Confirmation nicht mehr probirt. Was nun machen? Hören wollte der Chineser eigentlich

doch, was der Engländer wollte und dieser wollte nicht knien. — Der Kaiser berathschlagte sich deshalb mit seinem Minister und dieser oder sein Sekretär versiel auf folgendes Mittel: Er ließ die Thüre zum Audienz-Zimmer zunageln, bis nur noch so viel Raum da war, daß man, um hinein zu gelangen, auf den Knien hineinschlupfen mußte. „Wart Engländer,“ dachte er, als das Loch fertig war, „dich krieg ich.“ — Also kam am andern Tag der englische Gesandte und wurde von dem Minister, der ihm sagte, daß der Kaiser vom Knien absteigen wolle, empfangen und gerade aus Audienz-Zimmer geführt. Ganz verwundert blickte der Engländer im Vorzimmer, wo die neumodische Thüre angebracht war, herum, und überlegte, wo man denn ins Audienz-Zimmer eintreten könnte, bis der chinesische Minister sprach: „Nun wollens gefälligst voranzuziehen Herr englischer Gesandter!“ „Ja — ich sehe ja keine Thüre,“ sagte dieser. „Da ist sie ja,“ sagte der Chineser und deutete auf das Loch, — „so sind bei uns alle Thüren vor des Kaisers Zimmer.“ Der Engländer stuzte und besah sich die kleine Oeffnung näher, bis ihm ein Licht aufging. — Aha, dachte er, will's da hinaus! Wart Chineser, ich will sehen wer pffigger ist, ich oder du, und so spazierte er an die Oeffnung hin; statt aber vorwärts zu kriechen, drehte er sich plötzlich um, also daß der Kaiser von China, der inwendig wartete, plötzlich ein englisches Hintertheil ankommen sah, das dem Gesandten zugehörte, der nun aufstand und seine Sache vortrug.

Von dort an sollen die fremden Gesandten aufrecht und durch die Thüre zu dem chinesischen Kaiser hineinspazirt sein.

Anzeige für den geneigten Leser.

Da hat der Hausfreund vor einigen Tagen ein neues Büchlein geschickt bekommen von einer Buchhandlung und soll es dem geneigten Leser empfehlen, es heißt:

Volks-Conversations-Lexikon.

Umfassendes Wörterbuch

des

sämmtlichen Wissens.

Bearbeitet

von

Gelehrten, Künstlern, Gewerbe- und Handeltreibenden.

Darin findet der geneigte Leser, mag er nun Kaufmann oder Handwerksmann, oder Bürger oder Bürgermeister, oder Rathschreiber, oder

Bauer, oder Soldat sein, Alles, was Wichtiges geschehen ist, seit die Welt steht, Alles, worüber er Auskunft zu erhalten wünscht. Der geneigte Leser lernt da alle berühmten Männer, alle berühmte Städte, alle berühmten Leute kennen, ihre Geschichte, ihren Zustand, wie die Bewohner leben, durch was sie sich auszeichnen, er findet darin jedes Wort, von dem er nicht gerade im Augenblick weiß, was es ausweisen soll, er findet darin alle Erfindungen, alle Künste, die gemacht und gepflegt wurden und werden, kurz, der geneigte Leser hat an dem genannten Büchlein einen getreuen Freund, Rathgeber und Begleiter im Leben, der ihm aus mancher Verlegenheit helfen kann. — Der geneigte Leser weiß wohl, daß es heutzutage nicht mehr damit gethan ist, daß man bloß lesen und schreiben kann und die vier Spezies kennt, sondern man muß auch ein geschicktes Wort mitreden können in der Gesellschaft, muß zeigen, daß man etwas weiß und versteht, und das Büchlein hilft dem Leser auf das rechte Trumm.

Es ist erschienen in der Buchhandlung von Scheible, Rieger u. Sattler in Stuttgart und zu haben in Pforzheim bei J. M. Flammer, dem Herausgeber des Hausfreundes, und kostet der Band nur 24 kr. und sind 18 Bände, (jeder zu 350—360 Seiten), die nach und nach erscheinen, so daß es Niemand weh thut.

Zuletzt

erlaubt sich der Hausfreund noch eine Bitte an den geneigten Leser — wenn ihm Etwas zustoßen oder er Etwas erfahren sollte, das in den Hausfreund paßt, so ist er höflich ersucht, solches dem Hausfreund anzuzeigen. Der geneigte Leser braucht sich nicht dabei zu verkünsteln, sondern nur gerade so zu schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der Hausfreund wird's schon machen, daß es recht ist, wie mit der Geschichte vom Bastian. — Der geneigte Leser weiß, daß in neuerer Zeit Alles darauf ankommt, daß überall Oeffentlichkeit existire, also daß eine schlechte That ihren Lohn vor dem ganzen Volk findet, und ist dies besser als wenn Einer abgestraft wird, so daß es Niemand weiters erfährt. Auch lustige Geschichten und Begebenheiten sind dem Hausfreund willkommen, da nimmt er an, wie es aus dem heurigen Jahrgang zu ersehen ist, also daß es dem geneigten Leser Kurzweil, Spaß und Unterhaltung verschafft.